Sans Souci.

von

J. F. Nowak.

Berb. Germ.
2752 7 f

SLUB
Wir führen Wissen.

6.- 2467 6570 A.S. 5716

Kath

SANSSOUCI

Von Karl Fr. Nowak

STÄTTEN DER
KULTUR Band 15

IQ(1921) 355

Satz und Druck dieses Bandes besorgte die Offizin von Julius Klinkhardt in Leipzig. Lichtdrucktafeln aus der Anstalt von Karl Kuhn in München. ☙ Ausstattung und Zeichnungen von Marquis F. von Bayros in München.

Gleichzeitig mit dieser Ausgabe erschien eine einmalige LUXUS-AUSGABE in 50 einzeln numerierten Exemplaren.
Druck auf van Geldern-Bütten, die Tafeln auf echt China. Einband in grauem, goldgepreßtem Kalbleder.
Preis dieser Liebhaber-Ausgabe 24 Mark.

SLUB
Wir führen Wissen.

BARROS

SANS SOUCI

von

K. F. NOWAK

Karl Friedrich II

BUCHSCHMUCK
von
FRANZ von BAYROS

KÖNIGLICHE LANDESBIBLIOTHEK
DRESDEN

ERSCHIENEN
ZU LEIPZIG
BEI KLINKHARDT & BIERMANN.

1909

SLUB
Wir führen Wissen.

INHALT

	Seite
Präludium	1
Marquis de Brandebourg	9
Retraite de Roi	25
Sanssouci	35
Peintres des choses galantes	53
Die Tafelrunde	67
Rondels	91
Hollaendse Fontainen Maackers	105
Finale	111

Motive der Zeichnungen des Marquis F. von Bayros

Titelbild: Die Tänzerin Barbarina vor Friedrich dem Großen.

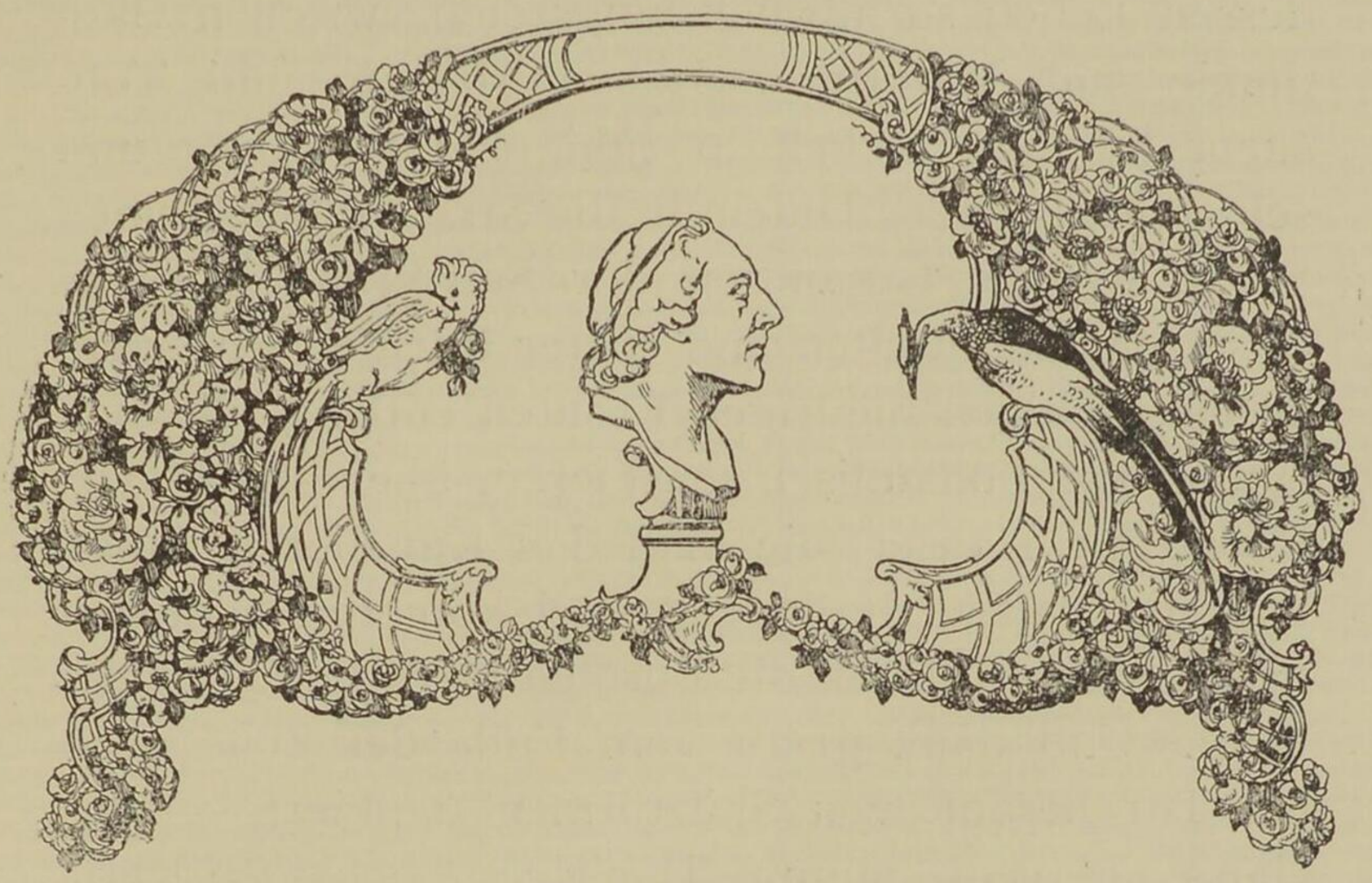
Blatt 2: Voltaire und der alte Fritz.

Blatt 3: Nächtlicher Spuk im Zimmer Voltaires.

Blatt 4: Babette und D'Argens.

Blatt 5: Barbarina und Cocceji.

PRÄLUDIUM



Vor dem Stadtschloß zu Potsdam, wo die langen Kerle aus aller Herren Länder straffbeinig im Parademarsch stapften, vertönt der letzte Ruf aus Weltstadtnähe. Die Züge am Bahnstrang drüben, jenseits der Havel, die nur lässig gleitet, rollen unaufhörlich weiter, die Räder rattern fort, die Pfeifen der Maschinen eilen durch die Ebene, und manchmal braust ein Expreß vorbei. Aber man hört sie nicht mehr. Vor dem Stadtschloß taucht die Historie empor. Droben hinter den Fenstern späht der Soldatenkönig, der die Groschen für Preußens Größe sparte, die Flötenbläser und Schwärmer haßte, ob in den Straßen nicht ein paar Bürger zu verprügeln wären. Der steife Hut sitzt fest im Nacken, bisweilen fliegt grimmig der Zopf nach vorn, dann röten sich die dicken Backen: die Hand mit dem Rohrstock fährt jäh in die Höhe. Und man lächelt ein wenig über diesen Guten,

dessen Leben so abwechslungsreich zwischen Ökonomie und Marotte, zwischen Marotte und Tobsucht hinging, lächelt in ruhiger Entfernung und schlendert weiter. Hinein in die Straßen der kleinen Stadt, wo die Gesandten der Souveräne Europas die Köpfe schüttelten und später Intrigen witterten, an einstöckigen niedrigen Fronten entlang, die sich einmal gar holländisch maskieren, über alte Plätze, wo all die Häuser, die man den Kavalieren baute, und die Paläste Italiens Palazzi kopieren oder mit bescheidenem Prunk die Formen ihres Jahrhunderts üben. Und dann grüßt vom Ende der Zeile noch ein Tor herauf, von Spitztürmen flankiert, — das Ganze ein wenig plump. Der Herr der langen Kerle hat es hingebaut. Der Herr der langen Kerle gibt heute noch Potsdam, dem Klang und Ort das Kolorit. Aber man hat ihn schon wieder vergessen, da man seines Sohnes Sommersitz zustrebt.

Durch eine Allee behäbiger Linden. Ein Romantiker hat am Eingang in süßer Versonnenheit die Kirche des Friedens errichtet. Und ein Mausoleum birgt dort des neuen Deutschen Reiches zweiten müden Kaiser. Aber Mausoleum und Friedenskirche locken nicht. Ihre Stimmung verblaßt. Scharf biegt die Allee ein. Noch ein paar Wohnhäuser, halb schon im Park . . . und dann die zwei Sphinxe.

Sie haben schon all die Grazie der Zeit, die wählerisch hier ein König einfing. In einem Rokokoschloß der Pfalz ist's der anekdotische Reiz, der die Gäste nicht wundert, daß die Statuen, die Büsten und Göttinnen, die im Buschwerk, in den Hecken,

an den Tempelstufen die weiße Nacktheit nur halb verhüllen, die Züge galanter Marquisen behielten, die einer Durchlaucht heimlich die Nächte verkürzten. Im Sommersitz bei Potsdam wurden die willigen Nymphen, die seufzenden Göttinnen von Hofdamen freilich nie gemimt. Aber die Zärtlichkeit nahen Gewährens, die Glut verborgener Wünsche, die selbst die Erfüllung begehrt, die gallische Anmut der Epoche, die sich in Abenteuern hinter den Vorhängen höfischer Feste erschöpft, hat auch den Sphinxen am Eingang die Rätselstrenge Ägyptens verdrängt. Man tändelt auf den weißen Marmorlagern, man gibt die Pose, die die Liebhaber berückt, kokett sind die Köpfe mit den Puderfrisuren, die ein fächelndes Blatt, eine Agraffe noch hebt, kokett die verspielten, tänzelnden Putten, die Bengel der Unschuld, die so bewußt die Gruppe mit schmiegender Haltung vollenden. Und vielleicht harren sie, diese Sphinxe in Frankreichs Régencemanier, noch immer des heiteren Rätsellösers, für den sie gern vom Lager glitten. Harren des Galans im Spitzenjabot und Escarpins, mit zierlichem Stöckchen, mit zierlichen Worten, des Chevaliers der großen Nation vom Witze Voltaires. In den Rondels, vor den Nischen, in den Lauben könnte mit den marmornen Schwestern Gesellschaft im Freien sein. Sie alle plaudern am liebsten Französisch, sie alle haben die Gesten der vergnügten Herzoginnen von Saint Cloud, sie alle die Klassizität des Esprits, des Charmes und begehrlicher Träume. Sie sind die Hofdamen von Sanssouci. Aber kein Chevalier will vom Parkweg schreiten.

Manchmal kommt langsam nur ein Alter vorbei. Sein Körper ist leicht vorgebeugt, und mit kurzen, scharfen Stößen setzt er den Krückstock auf den Kies. Seine Mundwinkel zucken, da sein Blick die Sphinxe trifft, belustigt im Spott. Oft bleibt der Alte stehen und holt die Dose mit Spaniol hervor. Und er schnupft. Der braune Tabak stäubt durch die Luft, stäubt auf die Sphinxe, stäubt auf das blaue Soldatenkleid. Die Hofdamen aus Stein bleiben unerlöst. Vom Rasen schießt ein Windspiel her. Der alte Fritz geht weiter.

Und die Musik der Terrassen beginnt. In schwebenden Rhythmen, in sechs melodischen Takten steigt es empor. Im weiten Becken singt heute längst die große Fontäne das rauschende, blitzende, schimmernde Lied, das Friedrichs Mühen vergeblich ersehnte. Doch die stillere Anmut, dies seltene Versspiel von Stufen und Beeten, übersprüht kein Glanz. Und oben ein Lusthaus . . . Gelassen und heiter, verschwiegen, befehlend. Matt leuchten die gelben Farben auf. Sie leuchten wie Herbstreife in die blinkende Sonne und sind die melancholische, fröstelnde Einsamkeit des Erbauers, wenn von grauem, unbeweglichem Himmel die Monotonie eines Regens summt. Es ist kein Prunkschloß. Fast niedrig das Dach. Hier halten nicht drei Herrscherinnen die Krone Preußens, die drüben am Neuen Palais die Botschafter Rußlands, Frankreichs und Österreichs verletzen. Vasen nur kränzen den First. Und fernher zeichnet ein schmales, feines Kuppeloval die berückende Symmetrie der Front. Noch bleibt aller nahe Reiz entrückt. Schlanke

Fenster bis hart an den Boden. Das mittlere scheint zugleich Gartentür, die vom Saal sogleich ins Freie führt. Und sie könnte in erneutem Phantasiespiel sich öffnen: am Rand des Plateaus eine hagere Gestalt. Wieder im blauen Soldatenkleid, wieder mit dem Krückstock. Unter schiefem Dreispitz bleibt das Haupt gesenkt, die Hand hält ein Buch. Jetzt liest er die „Pucelle".

Er hat sie freilich nicht im gleichen Park gelesen, den schnell nach ihm ein klügeres Jahrhundert umschuf. Man weiß, daß mancherlei an Sanssouci verändert ward. Weiß, daß die Hofgäste zu Potsdam erst vor wenig mehr als sechs Jahrzehnten am feierlichen Schauspiel geglückten Hochstrahls sich ergötzen durften. Und daß erst später die Künste bezwungenen Wassers den Schwung von Glocken nachahmten, indes zwei Dutzend Frösche in flachem Bassinrund harmlose Späße vollführten. Und seither mag man überdies einen sizilianischen Garten bestaunen, Friedrich Wilhelms IV. sorgfältig saubere Spielerei, worin jetzt Wilhelms II. Kolossalbogenschütze mit ungeheurem Wurfpfeil droht. Mag da und dort im englisch erweiterten Park vor stolzen, glatten Marmorbänken, vor stolzen, hohen Marmorsäulen, vor Ballustraden und äthiopischen Löwen stehen, mit denen in überreicher Fülle der sizilianische Gärtner des Ahnherrn Erbe besäte.

Und dennoch ist bis heute im Park von Sanssouci eins unbezwinglich geblieben: der Geist des Alten Fritz. Wenn die Fontänen schweigen, als stünden sie seit dem Mißglücken still, wenn alle Wege einsam liegen, muß man die verlassenen

Rondels durchstreifen, in denen nur Pigalle und Gaspar Adam mit ihren Statuen in lautloser Festlichkeit harren. Und muß an dem großen, toten Springbrunnen rasten, der wieder das alte, bescheidenere Becken hat, mit dem spiegelnden Wasser ohne Regung, darin noch eine von den vergoldeten Bleifiguren, von den Bleigruppen steht, die in der Rauheit nordischen Himmels krankten. Mit den sparsamen Taxushecken, mit Bosketts und Berceaus, mit den holländischen Capriccios vor der Galerie wird's dann noch einmal der Park von Friedrichs „Vigne" sein. Und vielleicht wird man an mancherlei Vorbild denken. Lenôtre baut König Ludwig den Prunkpark zu Versailles. Die Majestät des Roi Soleil ist starr wie die Strophen Racines. Für Leopolds I. Lustschloß Schönbrunn entwirft Fischer von Erlach die Pläne, die später Valmagini für Friedrichs beste Feindin ausführt. Schönbrunn ist fließender im Rhythmus als Versailles, weicher im Ton, aber immer noch ist's unerschöpftes Verschwendertum, das die Sommerresidenz habsburgisch-kaiserlicher Macht ausschmückt. Und Schönbrunn und Versailles haben so Sanssouci nie beschämt: ein heimlicher Duft, des Erbauers Hauch, schafft selbst hier die Schätze. Mit schweigsamen Gästen schreitet er durch Schloß und Park, ein seltsamer Schirmherr sterbender Zeit, die ihm noch einmal die letzte Vollendung in zärtlichster, kosender Hingabe schenkt.

MARQUIS DE BRANDEBOURG

Es ist das Bildnis eines Grandseigneurs. In Schlesien und Böhmen schlägt er die Schlachten, die Europa überraschen, verblüffen und überwältigen, der kleine Marquis de Brandebourg, der in Feldlagerhärte der Große ward. Mit höflichem Kompliment bedauert er, daß er bei Roßbach die geschniegelte Hoheit Soubise verklopfte, der dann Frau Pompadours bittendes Wort den Marschallstab von Frankreich beschert, aber in den Schlachten selbst ist Friedrich ohne Emphase, ohne Komplimente, sein Genie hat den herben, kühlen, nordischen Hauch des schwedischen Eroberers Karl. Mit scharfer, deutlicher, deutscher Grobheit saust das Kommandowort, das allen „Kerls, die ewig leben wollen," erneutes Heldentum gebietet: rauh, rücksichtslos bleibt dieses Königs Aufstieg. Er ist das umstellte Wild, das lüstern in der Vorbereitung, im Anlauf voll kecker Attacken, voll verzweifelter Zähigkeit im Festhalten der Beute war, er erholt sich stets von neuem, bevor er raubfroh endgültig entschlüpft, von des Kampfes Erschöpfung im Winterquartier. Aus der Hauptstadt bringen dort die Estaffetten die Berichte, Beschwerden und

Bittschriften. Der Pflichtfeste kritzelt einem gekränkten, unfähigen Beamten, den all die Jahre die Karriere übersah, vielleicht noch grimmig an den Rand, daß er, der Preußenkönig, „mehr alte Maulesels im Stalle hätte, von denen noch keiner Stallmeister“ geworden, aber der Unbeugsame, der klare Wirtschaft mit schroffer Derbheit führt, dieser Barbar, der für seine Grenadiere, weil er an seiner Großmacht mit eiserner Sicherheit schaffen will, noch die Rute kennt: dieser alte Fritz von Preußen wird der Marquis, wenn er zwischen Schlacht und Schlacht, wie er's bei Friedenszeit im Park in Potsdam übte, nach Büchern und Manuskripten greift. Seine Epistel beginnen plötzlich zu schwärmen. Sie sind erfüllt von Zärtlichkeit, von Aufmerksamkeit, von Galanterie, wenn sie die Markgräfin von Bayreuth, die vergötterte Schwester empfängt. Der rauhe Witz der Marginalverfügung wird zum Esprit. Tausend Artigkeiten auf artige Art. Jetzt ist's ein Mann der großen Welt, die zu Paris den Künstlern und Gelehrten huldigt, verwöhnt, verfeinert und voll Anspruch, der die Grenzen der Heimat verächtlich macht. Er ist Phantast, Philosoph, Mäzen. Er liebt sie alle, diese zierlichen, höflichen Marquis, die so sicher in der Gesellschaft brillieren, möchte ganz so sein, wie sie, und ist nur — man merkt den Deutschen im Fremden wieder — viel gründlicher, als sie alle. Wie sie, versucht auch er sich in den schönen Künsten. Er dilettiert. Nach Kolin dichtet er Oden. Vielleicht holt er auch die Flöte hervor. Und wenn das Kriegsgetümmel völlig schweigt, diktiert er die Grabrede auf Voltaire.

Voltaire war nicht die große Passion, Voltaire war die Überzeugung dieses heroischen Lebens, das immerzu, wenn Preußens wachsende Macht und Unantastbarkeit es zuließ, nach Frankreich drängte. Früh ist die Neigung und unbezwinglich. Die Rocoulles, die heimlich den kleinen Prinzen verwöhnt, gibt ihm französische Kosenamen. Die ersten Dichter erklärt Duhan de Jandun, ein gefährdeter Protestant, der aus dem Reich der allerchristlichsten Könige an den Hof des Soldatenkönigs entwich. Selbst Friedrich Wilhelm dünkt nächst der Gottesfurcht der Nachbarn Bildung wichtig. „Die französische Sprache, worin mein Sohn einen guten Anfang gemachet, kann man kontinuieren, Ihm durch die Übung im Reden und dann mit der Zeit durch Lesung guter französischer Bücher beibringen.“ Die Bücher freilich verbrannte er. Die Flöte zerbricht er dem Querpfeifer über dem Kopf, und Duhan de Jandun schickt er, als die Flucht mit Katte mißglückt, nach Wesel ins Exil. Und man weiß, daß er den Thronerben mißhandelte, würgte, vor aller Augen entehrte. Daß er ihn störrisch, mißtrauisch, verschlagen machte. Vielleicht war's später ein halbes uneingestandenes Bedauern der tollen Härte, die Friedrich einst gar mit dem Tod bedrohte, vielleicht indes nur selbstzufriedenes Behagen, daß endlich der Beschränkte Milde fand. Der pardonnierte Fritz war fleißig. Er pflanzte Bäume und schrieb demutvolle Briefe an den Vater. Nicht ganz so an den General von Grumbkow: „Ich kenne das Verdienst des Roten Zimmers und die Tabakswolke, welche den mitt-

leren Luftraum desselben einnimmt. Dennoch ist hier ein Senat, in welchem oft das Los und Geschick von uns anderen entschieden wird. Der Senat der Römer wurde bei der Ankunft der Barbaren für eine Versammlung von Göttern angesehen, wegen des Schweigens, des Ernstes und des würdevollen Aussehens der Senatoren; aber derjenige von Berlin könnte wohl, anstatt mit Göttern verglichen zu werden, bis zur Schenke hinabrücken.“ Indes: kein Widerspruch wird weiter laut. Er nimmt auch die Prinzeß zur Frau, die ihm gleichgültig war und bleibt. „Elle danse comme une oie.“ Aber man wird ihr später eins der Schlösser geben und alle Neujahr höflich Glückwunsch sagen. Der Kronprinz darf nach Rheinsberg. Dem Alten schickt er lange Kerle, Pasteten, frischen Spargel und Geflügel. Der Alte schweigt. In Rheinsberg atmet Friedrich frei.

Und ein Reigen von Festen zieht ein. Es ist das jugendlich heitere Vorspiel der Tafelrunde von Sanssouci. Im Übermut sprüht die Laune auf, die das Kindheitsleid verschollen nennt: man holt die Notenpulte, die Flöten, die Geigen jetzt lachend hervor. Kein Präzeptor mehr befiehlt die Minuten der Mahlzeit: Champagnerbankette währen bis Mitternacht. Und man stutzt seinen Garten nach eigenem Wunsch, man spaziert zwischen Hecken französischen Stils, verschreibt aus Paris die Bücher und Schriften, die hier keiner verbrennt. Erschreckt stünde Friedrich Wilhelm vor dem Sohn, der ungehemmt in sicherer Ferne von Berlin jetzt alles enthüllt, was zwei Dezennien zuvor das gutgläubige

Arbeitsprogramm „vor das Fritzchen“ verhindert. „Die Disputationen über Geschichte und Literatur waren oft höchst interessant, aber als Hauptthema der Unterhaltung mußten die Abgeschmacktheiten der in der Welt vorhandenen Religionen herhalten. Die Vermessenheit, mit der bei solchen Gelegenheiten Glaubenslehren und Namen, welche der ganzen Christenheit ehrwürdig waren, behandelt wurden, erregte Entsetzen, sogar bei Personen, welche an die Gesellschaft französischer und englischer Freidenker gewöhnt waren.“ Und Macaulay, der schiefe Pedant, der kritiklos in geschickter Auswahl an Friedrichs verletzlicher Menschlichkeit zerrt, spricht noch als Nachwelt völlig in Friedrich Wilhelms Sinn: alle bösen Geister waren in Rheinsberg schon losgelassen. Stetig ging all die Jahre schon des Prinzen Sehnsucht auf Reisen nach Frankreich. Dort wird er den gemessenen Sturm der Enzyklopädisten miterleben, und fiebernd verfolgt er, wie auf Bayles, seines Größten, Vermächtnis Diderot und die Erben bauen. Von ihnen nimmt er die Skepsis auf, die Skepsis nährt den Atheisten, mit Bayle hat er Moral ohne Gottessinn. Er hat die Bücher der Zeit erforscht, über Frankreich dringt er, der nie Latein hatte lernen dürfen, in Rom, in Hellas ein, mit den Franzosen umkreist, durchsucht er den Erdball. Dann naht Voltaire. Noch ist es nicht der Patriarch von Ferney, dessen einsames Unsterblichkeitswerk den letzten Groll des einst gekränkten Fürsten in Bewunderung sich verlieren läßt, noch ist es nicht der blendende, geistreiche, verführerische Schmeichler, der den Hoch-

geborenen durch Artigkeiten in unmittelbarem Verkehr bestricken könnte. Und doch ist Voltaire das Ereignis, der Umsturz, der letzte Entschluß einer Welterneuerung, das Signal innerer Revolution, die im Wahlverwandten gärte, die überraschendste Offenbarung schlummernder Träume, deren Wirklichkeit nur mit neuem Enthusiasmus füllt. Jetzt flattert der erste Brief nach Paris:

„Mein Herr! Obgleich ich nicht den Vorzug habe, Sie persönlich zu kennen, sind Sie mir doch nicht weniger bekannt durch Ihre Werke. Dies sind, wenn man so sagen darf, Schätze des Geistes und Werke, die mit so viel Geschmack, Feinheit und Kunst gearbeitet sind, daß ihre Schönheiten jedesmal neu erscheinen, wenn man sie wieder liest. Ich glaube aus ihnen den Charakter ihres geistvollen Verfassers erkannt zu haben, der unserem Jahrhundert und dem menschlichen Geiste zur Ehre gereicht. Die großen Männer der Neuzeit werden Ihnen eines Tages — und Ihnen allein — den Dank schulden, wenn der Streit, ob einem von ihnen oder von den Alten der Vorzug gebührt, wieder ausbricht und Sie die Wage auf seiten jener zum Sinken bringen.

Mit der Eigenschaft eines ausgezeichneten Dichters vereinigen Sie eine unendliche Fülle von Kenntnissen, welche in Wahrheit einige Verwandtschaft mit der Poesie haben, mit ihr aber doch erst durch Ihre Feder in Verbindung gebracht worden sind. Niemals brachte ein Dichter metaphysische Gedanken in Rhythmen; die Ehre, hierin der erste zu sein, blieb Ihnen vorbehalten.

Die Liebenswürdigkeit und die Unterstützung, die Sie allen denen zuteil werden lassen, die sich den Künsten und Wissenschaften widmen, lassen mich hoffen, daß Sie mich nicht ausschließen werden aus der Zahl derer, die Sie Ihrer Belehrung würdig finden. So nenne ich den Briefverkehr mit Ihnen, der für jedes denkende Wesen nur vorteilhaft sein kann. Ich wage sogar zu behaupten, ohne dem Verdienst eines andern Abbruch zu tun, daß es in der ganzen Welt ausnahmslos niemand gibt, dessen Lehrmeister Sie nicht sein könnten, Ohne Ihnen einen Weihrauch zu streuen, der nicht wert ist, Ihnen dargeboten zu werden, darf ich Ihnen sagen, daß ich Schönheiten ohne Zahl in Ihren Werken finde. Ihre Henriade entzückt mich und triumphiert glücklich über die wenig urteilsvolle Kritik, die man an derselben geübt hat. Die Tragödie César zeigt uns ausgeprägte Charaktere; die Empfindungen in derselben sind sämtlich großartig und erhaben, und man fühlt, daß Brutus entweder ein Römer oder ein Engländer ist. Alzire verbindet mit dem Reiz der Neuheit einen glücklichen Gegensatz zwischen den Sitten der Wilden und denen der Europäer. An dem Charakter Gusmans zeigen Sie, daß ein schlecht verstandenes und vom Glaubenseifer geleitetes Christentum sogar barbarischer und grausamer macht als das Heidentum.

Corneille, der große Corneille, der die Bewunderung seines ganzen Jahrhunderts erregte, würde, wenn er in unseren Tagen wiedererstände, mit Erstaunen sehen, und vielleicht mit Neid, daß die tragische

Göttin verschwenderisch über Sie ihre Gunst ausschüttet, mit welcher sie gegen ihn geizig war. Was kann man nicht erwarten von dem Verfasser so vieler Meisterwerke! Welche neuen Wunder werden nicht hervorgehen aus der Feder, die vorzeiten so geistvoll und so geschmackvoll den Temple du goût schilderte . . .

Ich werde im Besitz Ihrer Werke mich reicher fühlen, als ich es sein würde durch den Besitz aller flüchtigen und verächtlichen Güter des Glückes, welche derselbe Zufall uns erwerben und verlieren läßt. Man kann sich die bedeutendsten, ich meine Ihrer Werke, zu eigen machen vermittelst der Hilfe des Gedächtnisses, und sie haben für uns dann eine ebenso lange Dauer wie dieses. Da ich die geringe Ausdehnung des meinigen kenne, so schwanke ich lange, bevor ich mich in der Wahl dessen entscheide, das ich für würdig erachte, darin aufbewahrt zu werden.

Wenn die Poesie noch in demselben Zustande wäre wie ehedem, d. h., wenn die Dichter nur langweilige Idyllen zu trillern verständen, Eklogen, die nach einer Schablone gearbeitet sind, unverständige Stanzen, oder wenn sie höchstens ihre Leier auf den Ton der Elegie zu stimmen wüßten, so würde ich für immer darauf verzichten; aber Sie veredeln diese Kunst, Sie zeigen uns neue Wege und Pfade, die Lefranc und Rousseau unbekannt waren.

Ihre Dichtungen haben Eigenschaften, welche sie verehrungswürdig und der Bewunderung und des Studiums rechtschaffener Menschen wert

machen; sie bilden einen Lehrgang der Moral, bei dem man denken und handeln lernt. Die Tugend ist darin mit den schönsten Farben gemalt. Die Idee des wahren Ruhmes ist darin dargestellt; und Sie bringen den Geschmack an den Wissenschaften auf eine so zartsinnige und feine Art bei, daß jeder, der Ihre Werke gelesen hat, von dem Ehrgeiz beseelt wird, Ihren Spuren zu folgen. Wie oft habe ich mir nicht gesagt: Unglücklicher! befaß dich nicht mit einer Bürde, die deine Kräfte übersteigt; man kann Voltaire nicht nachahmen, noch viel weniger Voltaire selbst sein.

In solchen Augenblicken habe ich empfunden, daß die Vorzüge der Geburt und jener Dunst von Größe, in den die Eitelkeit uns einhüllt, nur zu wenigem, oder besser gesagt, zu nichts dienen. Es sind Unterscheidungsmerkmale, die unserem Selbst fremd sind und nur die Außenseite zieren. Wie sehr sind ihnen nicht die Talente des Geistes vorzuziehen! Was verdankt man nicht den Leuten, welche die Natur schon dadurch ausgezeichnet hat, daß sie sie hat geboren werden lassen. Sie gefällt sich darin, Wesen zu bilden und mit aller Fähigkeit auszustatten, die erforderlich ist, um in den Künsten und Wissenschaften Fortschritte zu machen; Sache der Fürsten ist es, diese Männer für ihr nächtliches Wachen zu belohnen. Ach! warum bedient sich der Ruhm nicht meiner, um Ihre Erfolge zu krönen! Ich würde nichts anderes fürchten, als daß dieses Land, an Lorbeeren wenig fruchtbar, nicht so viele liefern könnte, wie Ihre Werke verdienen.“ Hier ist kein Wort unechter Empfindung. Nie hat ein Fürst

dem Geist, der hier Dichter, Philosoph, Wahrheitssucher, Künstler und Revolutionär in einem Mann war, rückhaltsloser, bescheidener, heftiger zugejubelt. Und nie intelligenter.

Friedrichs Zusammentreffen mit Voltaire war kein bloßer Zufall, die Begegnung war nur logisches Ergebnis. Beide die Repräsentanten gleicher Epoche. Beide unvergleichlich über aller Umwelt. Sie verachten die Menschen, von deren Idealen sie in fanatischen Theorien reden. Beide sind Künstler. Es verschlägt nichts, daß der eine die Grenzen des Genies mühelos passiert, indes der andere in Mittelmäßigkeit und Dilettantismus verharrt. Beiden malt Geschichte, Wissenschaft, Kunst, malt alles sich in einem Sinn: nur auf französische Art. Sie beide sprechen die gleiche Sprache, die beiden allein des Redens wert dünkt. Und selbst im Wesen der Persönlichkeit bleibt ihnen mancherlei gemein. Voltaire ist geizig. Man weiß, daß Friedrich zuletzt sparsam bis zur Entbehrung war. Voltaire ist boshaft. Friedrich war spitz, malitiös, voll Schadenfreude an geglückten Streichen. Maßlos war des Franzosen Eitelkeit, indes auch Friedrich nie vergaß, daß einer seinen Stolz verletzt. Sie schmeicheln, sie intrigieren, sind beide skrupellos, wenn irgendwo ein Zweck sie lockt. Im weiten, kühlen Raum des Grand Siècle spüren sie einander, suchen sie einander und treffen sich. Da beide von Gesicht zu Gesicht sich schauen, ertragen sie die Gleichheit nicht und gehen voneinander. Und noch nach Jahren heißt die Gleichheit sie, sich abermals zu nähern.

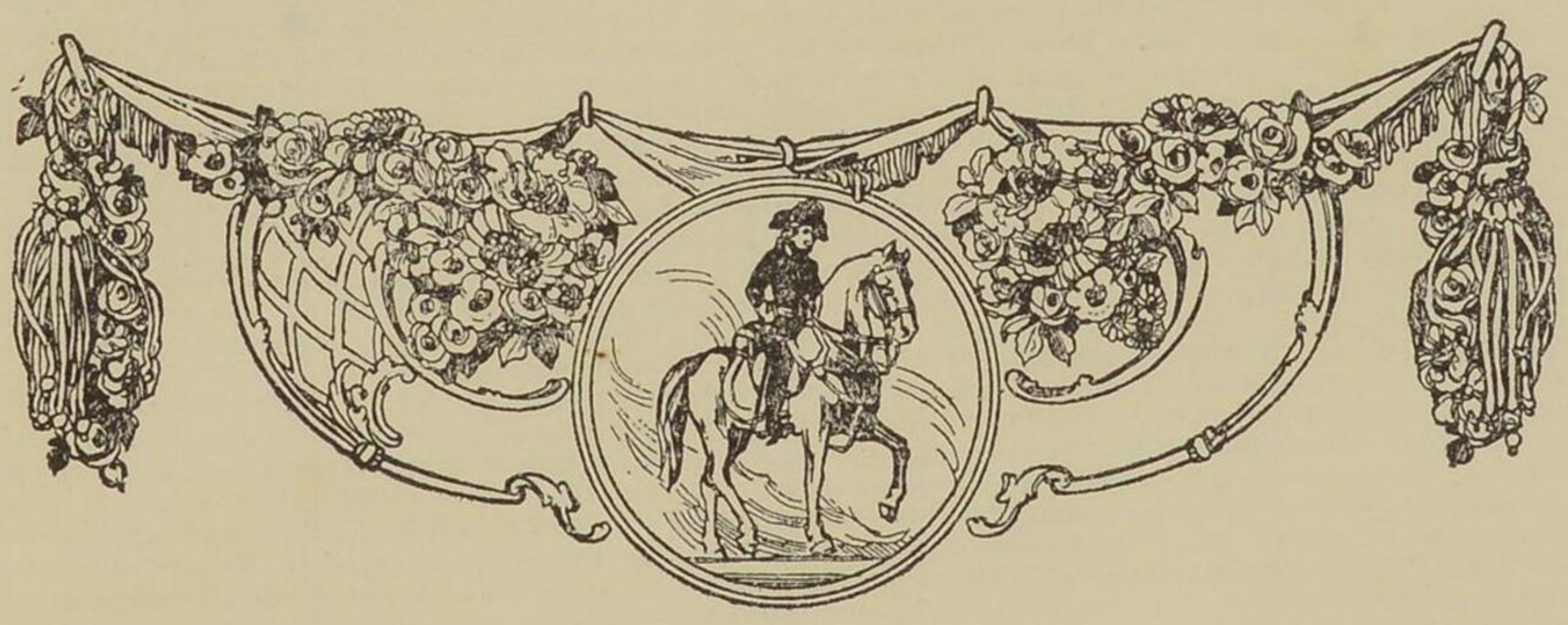
„Ich schreibe nur zu meiner Zerstreuung.“ Ir-

gendwo steht der Satz. Aber man muß sich nicht mit Friedrichs Oden quälen, mit den allegorischen Helden darin, die auf länglichen Stelzen stapfen, muß auch nicht erst im „Antimacchiavell“ nachlesen, dieser glänzenden Entrüstungspose, die der Autor vergaß, wenn er in seiner realen Politik selbst gern den Spuren des Italieners folgte, oder in anderen Bänden all der „Oeuvres posthumes“, deren Verzeichnis allein emsigen Registratoren einen starken Sonderband bescherte. Man muß nur in den Briefen blättern, da und dort in der unerschöpflichen Korrespondenz mit Voltaire, d'Argens, d'Alembert und Algarotti, um überall rasch das eine Kuriosum zu empfinden: wie sich neben den König stets von neuem der Literat von ausgesprochener Neigung drängt. Er korrespondiert mit Mathematikern, Philosophen und Dichtern; korrespondiert mit ihnen nicht als Fürst. Schon in Rheinsberg ist die Liste der Adressaten kaum zu übersehen: Maupertuis, der Mitbegründer der Enzyklopädie, der Mathematiker Gravesand, der überschätzte Poet Gresset, der Systemsucher Fontenelle und die Historiker Hénault und Rollin empfangen dort die zahlreichsten Briefe. Unaufhörlich wechseln die Themen in den Seiten an Voltaire: Meditationen über Menschenrechte, Gespräche über Kunst, Streitfragen der Politik, Untersuchungen der Naturwissenschaft, alle Themen der Aufklärungszeit, die die Kirche nicht schonen, Verse, Glossen zur Literatur, Ästhetik, Theaterkritiken. „Le Kain hat den Ödipus, Mahomet und Orosman gespielt. Als Ödipus haben wir ihn zweimal gehört. Er ist ein gewandter Schau-

spieler, hat ein schönes Organ, ein würdevolles Benehmen, eine edle Haltung, und unmöglich kann jemand der Mimik mehr Aufmerksamkeit zuwenden, als er es tut. Aber soll ich Ihnen ganz offenherzig sagen, welchen Eindruck er auf mich gemacht hat? Ich wünschte, daß er nicht so sehr übertriebe, alsdann hielte ich ihn für vollkommen. Im vorigen Jahre sah ich Aufresne, dem wäre etwas mehr Feuer nützlich, jener hat dessen zu viel.“ Und er ist ein Rezensent voll kühler Klugheit. Sein Geschmack trifft sicher, denn er schult ihn stets von neuem, überprüft ihn. Allmählich ist die „Zerstreuung“ ihm Bedürfnis geworden oder sie war ihm immer schon Zwang bei mäßiger Begabung. Verse sandte er, neunzehnjährig, an die Oberstin von Wreech. Hätte der Erbe Preußens nicht Schlesien erobern müssen, war's möglich, daß er, der Journalist, der fingierte Artikel an die Zeitung sandte, unter die „Schreiber“ von Anbeginn ging.

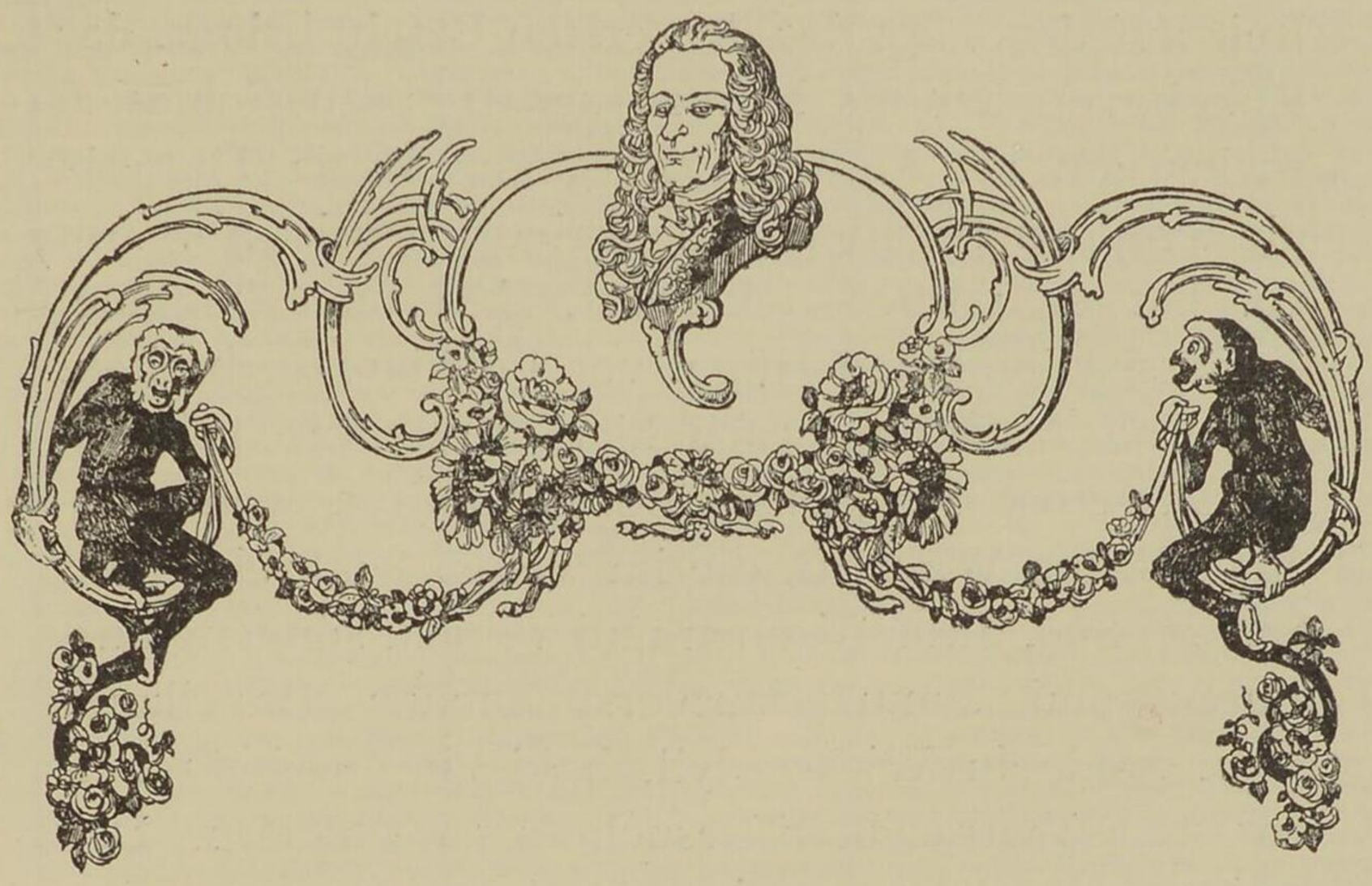
Im Kriegsjahre 1759 lebte er spartanisch. Er nährte sich von Käse, genoß nichts anderes, schlief wenig und saß hart im Sattel. Er war Soldat im Felddienst, Friedrich Wilhelms Sohn, der die Preußenzucht übte. Aber den Marquis de Brandebourg entzückte das Rokoko. Um ihn war alles abgeklärte Pracht, war alles Luxus, der reinere Spiegel einer Verfeinerung, die dann im Stürzen der Capets zerbarst. Er liebte die Watteau, Lancret, Pater. Er liebte die Möbel, die Uhren, die Tapeten, die der Pöbel der Revolution in den Palästen des Hochadels von Frankreich fand. Seine Bücher standen im zierlichsten Regal der Welt. Sein Sanssouci um-

schloß das achtzehnte Jahrhundert. Durch die Stille drang das Rufen deutscher Kunst nicht. Er hörte weder Lessing noch Goethe. Man nannte ihn den Weisen, aber von der Zukunft wußte er nichts. Und sah auch nicht nach ihr aus. Nur dies Zeitalter der Aufklärung war seine Zeit, nur in ihren Tendenzen war er ein Weiser, nur in ihrer Schönheit ein erlauchter Genießer. Keine Epoche könnte je, so meinte er, über die Epoche Voltaires triumphieren. Ihr Reiz und ihr Wissen sollte ganz, sollte auch aus dem edelsten Kelche getrunken sein. Und kein Franzose hat so dies achtzehnte Jahrhundert Frankreichs erschöpft.



RETRAITE DE ROI

SLUB
Wir führen Wissen.



Die melancholische Pose des Alten Fritz wird in Sanssouci allen Fremden erzählt: Quand je serais là, je serais sans souci . . . Der König spricht das Wort zu d'Alembert, da beide eines Tages vor Friedrichs früherbauter Gruft ein wenig rasten, die später seine Leiche nicht barg. Schnell weiß des Königs Freund den Namen für das Lustschloß. In Krieg und Unrast war's erbaut. Vorschläge, Berichte, Gayettes Karte, die alle Anlagen verzeichnet, müssen ihm ins Feldlager nachgeschickt, im Feldlager erledigt werden. Aber kurz nach dem Dresdener Dezemberfrieden mit Habsburg, der Fritz noch einmal als Herrscher Schlesiens bestätigt, seit 1746 soll heitere Inschrift unter der Kuppel in lichten Lettern glänzen: „Sans, Souci" . . . Die Enthusiasten König Friedrichs freilich meinen, daß seine Überlegenheit auch vor dem Kampfe schon ohne Sorge war. Und sie verweisen mit erneutem anekdotischen

Reiz auf den Tag, der den ersten Befehl bringt, das Rokokovermächtnis hier zu schaffen. In Schlesien rücken am 11. August 1744 gegen Maria Theresia die Truppen Preußens ein. Friedrich reist ab. Am 10. hat er vorher dekretiert, daß man beginne, Terrassen über den Hügel vor Potsdam zu breiten.

Von Anbeginn warb hier die Landschaft um Gunst, selbst der „wüste Berg“ inmitten von Potsdams hellen Wäldern, die im weiten Umkreise bald See um See, diese frischen und kühlen, sonnenglanzklaren und sonnenglanzversponnenen Havellandseen, bald ein Wiesenidyll, bald ein Inselmärchen vor stets überraschten Besuchern entschleiern. Der „wüste Berg“ trug einmal Eichenschmuck, den Friedrich noch als Kronprinz sah, dann war's „Hütung und bergiger Acker mit Haferboden“, als der König 1744 Bericht für seine Pläne forderte. Und Wäldchen um den kleinen Hügel, Wäldchen und Wiesen: das „Dämmcheneichholz“, wo Friedrich Wilhelm Schießstände für sein „Schnepperschießen“ baute, die „Dämmchenwiesen“, die „alte Fasanerie“ des Großen Kurfürsten, die dann als „Rehgarten“ ein Teil in Friedrichs Park von Sanssouci wird. Nördlich von Marly, dem Obst- und Küchengarten, wird der Park und Sommersitz des Königs sein, der hier überall gern in jungen Jahren weilte, wenn unten in Marly oder Potsdam bei Tabakrauch des Herrn Vaters gesellschaftliche Vergnügungen „alzu laut und lustig“ wurden. Mühselig ist die Arbeit auf dem Hügel. Was heute blüht, war überall neue Pflanzung. Mitten im kargen Boden der Mark hat Friedrich Liebhaberpläne feinster Kul-

turen. In Ruppin schon pflanzt er kostbaren Wein, in Rheinsberg schlingt sich ein Labyrinth um einen Bacchustempel, worin er Reben zieht. Und Reben sollen auch hier sich leicht zur Höhe ranken. Man nennt den Hügel zunächst den „königlichen Weinberg“. Der König selbst bestimmt die auserlesenen Sorten, er selbst wählt sich das Edelobst, das in Spalieren reifen soll. Von Jordan bestellt er Feigen, allerlei Arten in großen Mengen, Weinstöcke werden ihm aus Marseille geschickt. In Werder holt der König kräftige Frucht mit zähem Fleiß aus bloßem Sand hervor. Was er, der Feinschmecker, mit Gästen und Generalen an der Tafel wünscht, werden in Sanssouci fortan die Terrassen spenden.

Und die Terrassen geben viel zu schaffen. „La Majesté en traça Elle-même le premier dessin.“ Der König steuert eine Federzeichnung bei, die — man trifft sie noch unter den Reliquien im Schloß — den Architekten Dietrich und Boumann alle Wünsche deutlich machen will. Die Terrassenzahl ist drei, ist vier, dann wird ein halbes Dutzend die Entscheidung. Man biegt sie „parabolisch“ ein, umschließt sie alle mit einer Umfassungsmauer, die Friedrich — gleich den ersten Grundbauten seiner Orangerie — wieder niederreißen läßt: so gut gefällt sie ihm . . . Er kommt im Dezember 1744 aus dem Kriege heim, hält drei Monate in Potsdam Rast, eh das Kämpfen in Schlesien weitergeht, und zum erstenmal kann er in flüchtigem Eindruck die Wirkung des Geschaffenen prüfen. Kaum die Mittelterrassen stehen, undeutlich in den Umrissen, noch sieht man weder Nischen, noch Spaliere, noch

Treppen. Die Terrassenflügel scheinen einmal auch zu kurz geraten. Sie werden gedehnt. Friedrich scheut weder Kosten, noch Mühen. Und Herr C. L. Häberlin, „genannt Belani“, der unter Mitwirkung des Gartendirektors Lenné und des Hofbaurates Hesse ein alleruntertänigstes Büchlein über Sanssouci, Potsdam und Umgebung mit verblüffender Trockenheit schreibt, hat all die Summen addiert: siebenundvierzigtausendneunhundertneun Taler für die Terrassen allein. Auch ihre Fenster (840), ihre Nischen (168) hat er mit glaubwürdiger Sorgfalt gezählt, überdies verrät er, daß jede dieser sechs Freitreppen in elegantem Schweben zwanzig Stufen umfassen und dann alle im Verein 2970 Fuß überspannen. Nach Belani zählt Höckendorf in fleißiger Gründlichkeit die Nischen und Terrassenfenster anders, uns dünkt die Zahl nicht ganz so wichtig, wie die mattspiegelnde, lichte Wirkung der Scheiben. Den beiden Flanken schenkt Friedrich Lärchenwäldchen. Sie drängen oben bis dicht ans Schloß heran, das den „genannten Belani“ zur Angabe noch höherer Ziffer zwingt, als vielleicht Friedrich selbst im Anfang auszuwerfen dachte. „La Majesté résolut, d'y bâtir une espèce de vuide“, meldet Bielfeld, ein Freund, der mit aus Rheinsberg kam, in Briefen, „mais ce, vuide bouteille commença par être une Retraite de Roi, et finit par former un Palais d'Eté digne de Frédéric“. So kostet Friedrichs „Retraite“, das Haus an sich, knapp eine Million. Im Januar 1745 erhält Dietrich den Befehl, das Lustschloß zu erbauen.

Aber Knobelsdorff gebührt der Ruhm. Man

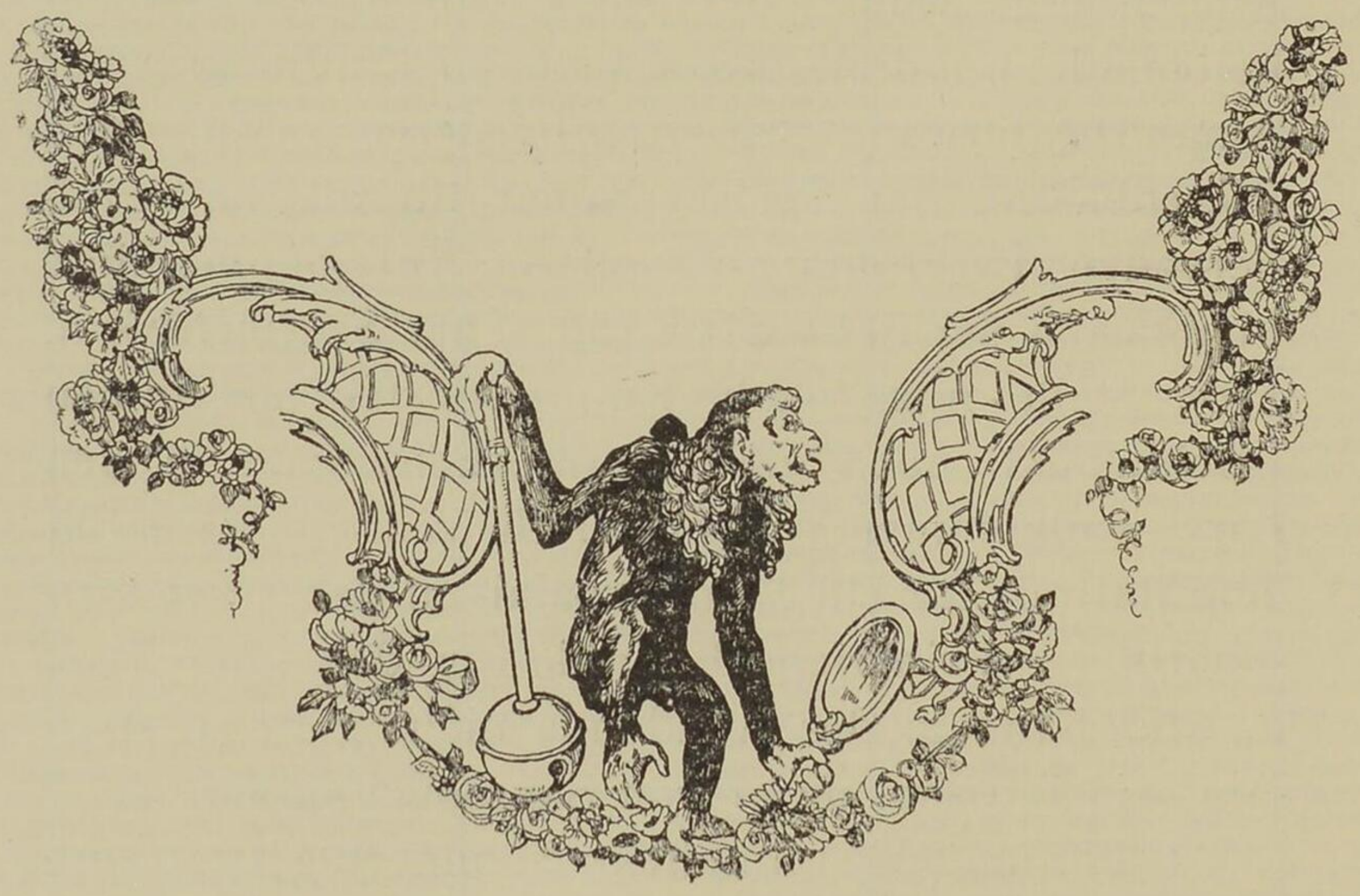
weiß, daß er Friedrich die alte Oper in Berlin, das Charlottenburger Schloß, daß er ihm Rheinsberg schon und alle Bauten schuf, die den Namen von Friedrichs Bauepoche tragen. Dietrich, des Königs Architekt, der Sanssoucis Fundament zu legen hat, wird zwei Wochen, nachdem er die Arbeit begonnen, plötzlich wieder abgedankt. Er war der Handwerker, der an überwiesene Pläne sich zu halten hatte und sich vielleicht nicht ganz so hielt, nicht ganz so mit der Tüchtigkeit der Treue, die die Absichten Friedrichs befahlen. Mit dem Holländer Boumann, der selbst in seiner Jugend gezimmert und getischlert, Friedrich Wilhelm schon an einigen Bauten geholfen hatte und jetzt für alles Material sorgen, alle Ausführungen überwachen wird: mit dem Kastellan Boumann, der ein Verläßlicher ohne überwältigende Gedanken war, wird Baron Knobelsdorff fortan arbeiten — und mit dem König. Voll Bestimmtheit versichert Friedrichs Lobrede auf Knobelsdorff, als er, der Soldatensohn, den vom Felde der Ehre die Kunst fortgelockt, 1753 nach glanzvoller Karriere stirbt, daß nur der Marmorsalon — den Menzel mit der Tafelrunde zeigt — des Künstlers Schöpfung sei. Und sie ist hübsch, diese kleine Eitelkeit des Königs, der also viel auf seine Federskizzen gibt, viel hübscher noch als Bonapartes Eitelkeit, der ab und zu auch Schlachten gewinnt, die ihm ein tapferer Marschall ausfocht. Aber vom Schlosse zeigt die eine Skizze Friedrichs — noch eine zweite war von ihm entworfen: der Ostteil des Parkes — gerade nur die Aufeinanderfolge der Zimmer. Und wer einmal in Rheinsberg war, wird oft genug

und unwillkürlich an das Prinzenschloß zurückdenken müssen, das Knobelsdorff, der Baumeister-Offizier, dem Jungvermählten einst besorgte. Sicherlich ist Friedrichs Anteil an der Art, wie das Lustschloß zu Schönheit, Charakter und Reife kam, mehr als lebhafte Andeutung, mehr als geistreiches Wünschen von Einzelheiten, die einem Souverän jeder Architekt bewilligt. Das zärtliche weiche Rokoko, die spielenden Formen, die verschwebenden Linien, all die Grazie, die jeden Teil an First und Front und leisen Flügelnischen als Vers oder Strophe in ein einziges Gedicht vergleiten läßt: all das ist Friedrichs Geist. Ihm legt die Strenge Knobelsdorffs, der den Klassizismus der Franzosen fast noch mit des Sonnenkönigs starren Rhythmen übt, gewiß oft Zügel an. Knobelsdorffs Antikensehnsucht stellt vor der Rückfront eine Kolonnade auf, achtundachtzig Korinthersäulen, wie er sie in Rom einst bei Sankt Peter sah. Er schafft die Front. Die Säulen sind imposant in ihrem kühlen Halbrund, schlank tragen sie, je zwei und zwei, ein weitgeschweiftes Dach und lassen in der Tiefe die Rasenrampe frei, über die allein der Alte Fritz — nur später tat's Napoleon noch — zum Schloßhof reitet. Doch Knobelsdorff hat Differenzen mit dem König. Sie scheinen entscheidend, da alle Pläne fertig liegen. Der Künstler will, daß das Palais hart an die oberste Terrasse rücke, daß alle, die von Potsdam kämen, den Bau als letzte Krönung deutlicher empfänden. Ein wenig Eitelkeit also auch bei Knobelsdorff. Der König will, daß sein Haus von unten nur halb sichtbar sei, vornehm und verschwiegen

zwischen den Wäldchen, ganz intim. Und der König, dem man beistimmt, beharrt bei seinem Willen. Dann wünscht Knobelsdorff Unterkellerung des Hauses: Feuchtigkeit könnte Schaden tun. Der König widerstrebt. Später gibt er dem Verlangen Knobelsdorffs zwar recht, später holt er einiges von dem Versäumten nach, so gut dies bei fertigem Bauwerk möglich: jetzt freilich entzweit er sich mit dem Baron. Das Bauen schreitet vorwärts, ohne daß Knobelsdorff sich weiter um das Haus seines Herrn bekümmert. Boumann schafft nach den Ordres weiter, Boumann kann nichts mehr verderben. Dann holt man Knobelsdorff, um den Rundsalon zu bauen. Dann holt man Knobelsdorff, um droben auf dem Ruinenberg, wohin der Blick durch die Säulenkolonnade wandert, das künstliche Fragment einer Amphitheaterwand zu improvisieren. Mit dem Riesenbassin, der Speisekammer für all die revoltierenden Parkfontänen, soll sie für bereitwillige Phantasten der Schauplatz römischer Seespiele sein. 1765 stellt man nach Knobelsdorffs posthumen Zeichnungen noch eine Marmorkolonnade in den Park, willkommen für Friedrich Wilhelm IV., der den Marmor für ein Marmorpalais in der Stadt fortschafft . . . Friedrichs Lobrede auf den toten Baumeister hätte in der Akademie nicht ganz so sparsam sein müssen, da er von Sanssouci sprach.

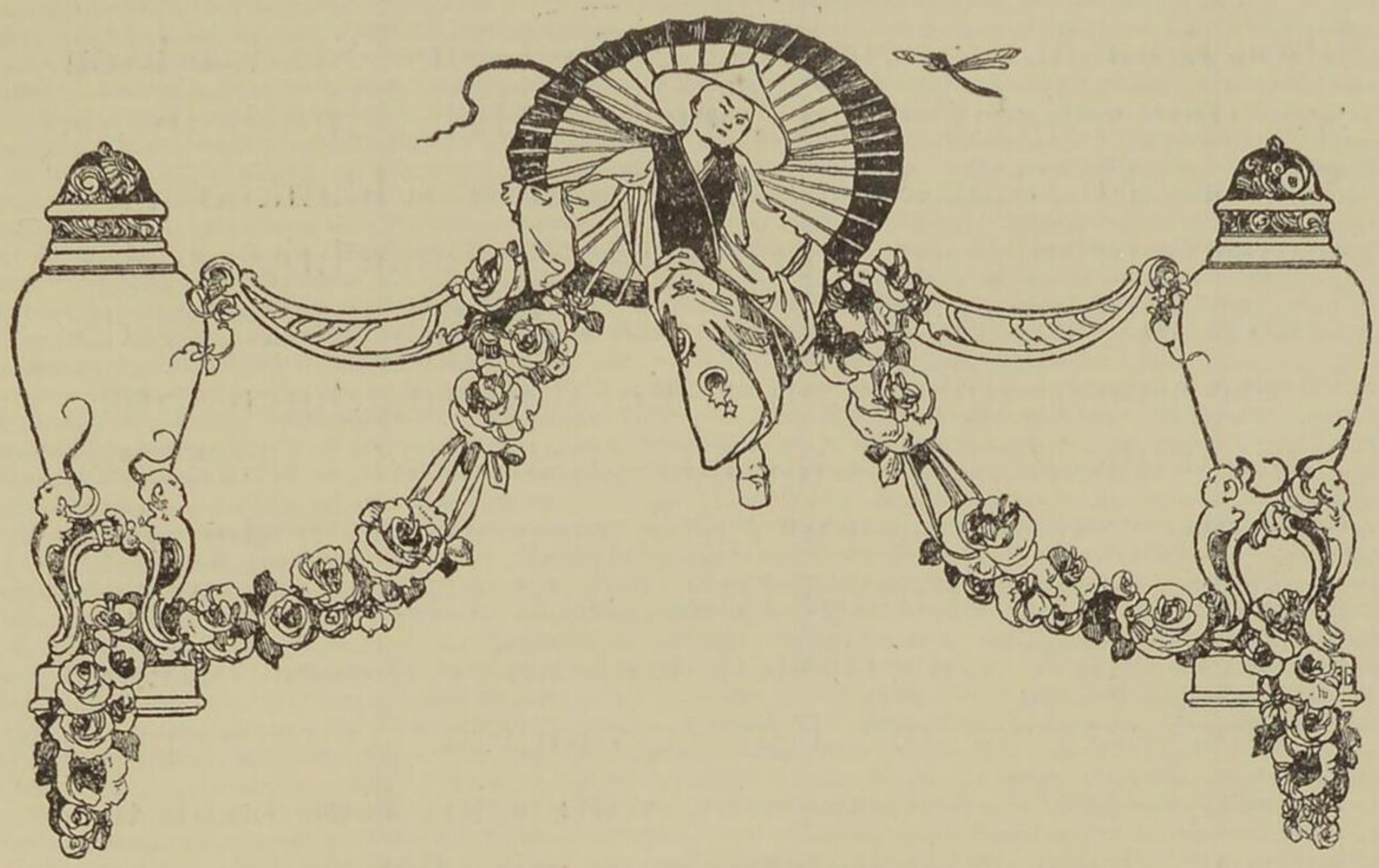
Und man speist an einem Sommertag 1746 zum erstenmal zur Mittagstafel. Der König hält nach einer Jagd hier Rast. Noch ist das Schloß nicht fertig: man schmückt die Räume erst. Ein Jahr später im Mai melden die „Berlinischen Nachrichten

von Staats- und gelehrten Sachen“, daß des Königs neues Lusthaus die Weihe der Vollendung empfangen habe. Zweihundert Gäste saßen bei Friedrich zu Tisch. Indes ist's nur die offizielle Form der Einweihung. Das Schloß macht noch ein ganzes Jahr zu schaffen: erst 1748 wäre in keinem Zimmer noch etwas zuzufügen. Auch im Park hatten die Gärtner, die Baumeister nicht viel Muße. Man pflanzt, man verbessert, man baut immerzu. Auch hier gibt's mancherlei, was nach Knobelsdorffs Entwurf zu endigen ist . . . Doch seit 1748 hat Friedrich sein Sanssouci: sein Schloß, seine Gruft, seine Kulturen, seinen Park, — die Wasserkomödie hebt später an.



SANSSOUCI

SLUB
Wir führen Wissen.



In Sanssouci schnarren die galonierten Diener. Sie schnarren schon durch die Eingangstür: „In diesem Zimmer, meine Herrschaften, wohnte der große Dichter Voltaire.“ Aber sie schnarren vergeblich. Noch einmal taucht, indes die Engländer und Amerikanerinnen, die Ausländer alle und die neugierigen Provinzler sich zu Eintritt und Rundgang um ihren Führer scharen, die Erinnerung dieser Schloßfront auf. Aber die Pläne Knobelsdorffs sind jetzt erledigt. Und man vergißt auch die Zwistigkeiten, die um Unterkellerung, um Grundmauerhöhe und ähnliche Dinge zwischen dem Baron und dem König gingen, verschollen sind die Datenschreiber und Fensterzähler, der gute Boumann und der abgesetzte Dietrich und nur die Melodik der Wände, der Zusammenklang von Dach und Kuppel und Flügel bleibt, der aus der letzten Vollendung quillt. Die Karyatiden halten den First empor, Waldgötter und die Gespielinnen Pans, die über Früchten,

über Blumen mühelos ihre Arbeit tun. Sie wachsen aus den schlanken Hermen zur Höhe, die halb als Säulen die Wände teilen, aus den schlanken vierlinigen, prunklosen, im Ansatze schmächtigen Hermen, die unten im Park überall die Cäsaren, die Philosophen, die Dichter, die Mohren tragen. Sparsam umkränzt die niedere Balustrade über den Göttern den Sims, und die Vasen, bunt in den Formen, bald sonderbare Hüte, bald Urnen, bald Amphoren eilen von rechts, von links dieser offenen Kuppel zu, wo die Kinder tändeln. Aus grünem Rasenparterre heben zwei Stufen im Rundlauf das Schloß, heben es unmittelbar mit den hohen Fenstern empor, aus denen die Heimlichkeiten eines Liebhabers verräterisch ins Freie blitzen. Und an das Nischenhalbrund, wo das matte Gelb der Wände verklingt, wo ein junger Bacchus, ein schmächtiger verträumter Römerjüngling lehnt, drängen rasch die Treillagen. Es sind die verspielten Lauben, durch die die vergoldeten Sonnen leuchten, um allerlei Früchte, allerlei Blumen im Nagelwerk zu reifen, die Abirrung einer Zeit kapriziösen Geschmackes, die in keinem Garten des Rokoko fehlt. Man verläßt sie, strebt dem nahen Säulengang zu und wird griechisch gesinnt, griechisch voll französischer Emphase ... Und ein Ungetüm guckt plötzlich von rechts herüber, über die Säulen her. Riesige Querbalken durchschwirren die Luft. Eine dunkle Kapuze, doch eckig und spitz, ragt in die Luft. Man sagt, dies wäre die „historische Mühle“ drüben am Berghang. In all der Zierlichkeit ringsum wirkt sie wie der Soldatendreispitz des Alten Fritz ...

Aber die Amerikanerinnen und die Provinzler haben sich um ihren Führer geschart. Sie haben die Reihenfolge, die Ordnung des Genießens jetzt gefunden, und hinter einem Fenster der Rückfront, so weiß und so spiegelnd wie die andern, die vorn in den Garten grüßen, verkauft ein eifriger Mann noch immer Billetts an Bewunderer Friedrichs des Großen. Und die Zahl wird übergroß, man muß sich sputen: In diesem Zimmer, meine Herrschaften, wohnte der große Dichter Voltaire . . .

Und er wohnte recht hübsch. Von einem Spiegeltisch blickt die Büste, nach Friedrichs Entwurf gearbeitet, noch immer ganz vergnügt auf das helle Getäfel des Salons, wo die Blumen niederranken, auf das Blumengewinde auf weißer Decke. Sie blickt auf Madame Pompadours kostbare braungoldene Standuhr, die Friedrich dem Dichter in das Zimmer stellte, auf die geschweiften Stühle mit den seither verblaßten und ersetzten Gobelins, auf die Leuchter aus Meißner Blumenporzellan (verblaßte Rosen), auf das Schreibzeug mit wundervoll, wiederum in Porzellan herausgearbeitetem Fuchs: auf vielerlei noch . . . Nur daß der Blick des Herrn von Voltaire ein wenig scharf und blitzend, vor schlecht verhaltenem Ärger boshaft wird, da er an den Wänden die Affen, die Papageien, die Reiher und Störche trifft. Von einem entzückenden Papierkorb schielen die Affen zu dem Franzosen am Spiegeltisch auf, aus allen Nischen, von allen Ecken grüßen sie, sie wiegen sich in Zweigen, naschen an Trauben, Melonen und Äpfeln, sie hüpfen an die Decke, sie kauern und setzen zu Kapriolen an, und gravitätisch

halten dazu die Störche, die Reiher die langen Schnäbel still. Und die Äffchen sind mit drolliger Schärfe geschnitzt, mokant sind die Grimassen, possierlich ist jede Bewegung, allen gibt die braune, dunkle Übermalung des sehr geschickt behandelten Holzes das wahrhaftige Kolorit der Heimat und so erhöhte Täuschungsfähigkeit. Man weiß ja, wie sehr Friedrich all die grotesken Tierchen wärmerer Himmel liebte, die lebenden und die toten, wie gern er sie immer in seiner Nähe wußte. Einer der Sanssoucikenner meint, daß er nicht nur seine Windspiele feierlich zur Gruft bestattete, wenn er sie verlor: die Rasengruft gegenüber den Windspielen birgt unter verwitterten Sandsteinplatten die Kadaver zahmer Affen. Im Schloß erheitern sie nur im Zimmer Voltaires. Im Park trifft man sie am japanischen Teehaus wieder, einmal sogar als perspektivischen Scherz verwendet, — der Affe, der dem sich Nähernden, man mag von welcher Seite immer kommen, ins Gesicht springen möchte.

Die Affen und am Teehaus die musizierenden Chinesen dazu: auch sie hat Friedrich aus Frankreich geholt. Sie beherrschen die Malerspäße des „Grand siècle“, die elegante Dekorationskunst dieses Jahrhunderts, wie sie im siebzehnten schon zu mutwilligerem Scherz, zu gröberer Laune die Niederländer verwendet hatten. Der jüngere Teniers vor allen andern schickt die lustige Gesellschaft nach Frankreich, und ein Mann wie Claude Gillot, den seine „Panneaux décoratifs“ berühmt gemacht, Gillot, der in die Ornamentengeometrie der starren, sonnenköniglichen Epoche geschwungene Linien

flicht und endlich der Akademie angehört: er nimmt mit hundert willigen Kollegen die muntern niederländischen Affen auf. Man trifft sie an Wandschirmen, an Wänden und Decken. Man verwandelt die Zimmer in zierliche Käfige. Edmond de Goncourt spricht von den Affenzimmern des Herzogs von Aumale, Goncourt ist entzückt und meint, Watteau sei der Meister. Und es ist das sorglose Getändel nur der Heiterkeit zugekehrter Zeit, die an Gewitter nicht denkt, nicht denken will, der großen verbrämten, lässigen Zeit der großen rücksichtslosen Herren und Damen von Frankreich, die manchmal noch der Laszivität vergißt und sich's an der harmloseren Zerstreuung mit ein paar Äffchen, mit krächzenden Papageien, mit allerlei fremdländischem Tier begnügt oder gerade die Kapriolen all des Fremdländischen braucht, weil die Langeweile genießerischen Einerleis erdrückend wird. Es ist die Mode, das Entzücken, das Verspieltsein, das Verwöhntsein, die Überschwänglichkeit der Epoche, die Grimassen kennt, Grimassen zeigt, Grimassen wünscht. Watteau nimmt die Affen auf und gibt ihnen Grazie. Er weiß, daß sie derber in Vlamland sind, woher er kam, und er übersetzt sie ins Französische. Es kommt die Mischung der Komik mit der lachenden Sentimentalität. Die Affen sind Bildhauer, Maler, Doktoren, sie tragen Schlafröcke, Talare und hundert Kostüme, und man sieht sie jetzt an den Ofenschirmen, an den Wänden und Decken in den Zimmern aller Galanten, die ihre Schöne zu entzücken wünschen, schon wenn sie durch die Tür

schlüpft. Unzählig sind zuletzt die Nachahmer Watteaus, sie alle wollen Affen malen, wie er; die Affen und die Sinesen. Oben am Dach des Japanischen Hauses zu Sanssouci sitzt solch ein „Sinese“, den diese Richtung gebar. Schräg hält er seinen Sonnenschirm über dem Kopf, kauert und blinzelt in den Himmel. In exotischem Kreis wechseln dann unten noch chinesische Männer und Frauen, in Gruppen zu drei oder vier, manche lehnen an einer Säule, manche hocken am Boden nieder, sie schlürfen Tee an niederen Tischchen, und alle musizieren. Wunderlich sind die Instrumente, die Lauten und die Flöten, wunderlich das Ganze, das Haus mit dem schräg sinkenden Giebel, die Leute mit den spitzen, hohen Tatarenhüten, wunderlich, wenn man in der Dämmerung vorüberschreitet. Diese „Sinesen“ (Chinesen) haben freilich das Reich der Mitte nie geschaut. Ihr Haus heißt „japanisch“ im Wirrsal abenteuerlicher Begriffe, und sie selbst könnten Tataren, Malayen oder Inder sein. Man malt in Frankreich in all den Tagen die Söhne des Konfuzius mit freier Phantastik: als vages Phantasiebild ostländisch märchenhafter Menschheit. Und vielleicht holt man die Modelle aus Tausend-und-einer-Nacht, vielleicht nur aus den tollen Berichten eines weitegreisten Bramarbas. Selbst Watteau hat kaum ein Vorbild, das ihn die Echtheit der Rasse betrachten hieße. Zur Göttin Ki-Mâ-Sâo läßt er zwei Fromme beten. Französische Anmut hat die Göttin mit Schirm und Wedel, Mönchzüge des Abendlandes hat einer der Beter. Der andere verbirgt recht klug das Antlitz. Besser noch trifft

Watteau den Chinesen T'Sao: mongolischer ist die Eintönigkeit der Züge, allzu zierlich dann wieder Gestalt und Haltung. Und flüchtig sind die Plastiken, flüchtig die Schnitzereien, flüchtig sind alle Chinoiserien, die in Frankreich überlegen den Osten bespötteln: auch an Friedrichs Teehaus hat sie nur Mode gestellt.

Aber man stand ja im Zimmer Voltaires... Und noch ein prachtvoller, alter Gobelin, noch ein Blick auf die rote kostbare Carneoluhr, auf den Marmorkamin mit dem reichen Meißner und dann an dem japanischen Lacktischchen vorbei, das Landschaft, Japanerhäuschen und Figuren in goldenen Einlagen auf schwarzem Grunde strahlen läßt, und man geht weiter. Friedrich Wilhelm IV., der fast ein halbes Jahrhundert nach dem großen Fritz im Schloß mit seiner Königin wohnte, hat hier das meiste nach eigenem Geschmack, nach späteren Bedürfnissen geändert. An den Wänden der Zimmerflucht, die bis an den Marmorsaal der Tafelrunde reicht, hängen nur noch Canalettos Venetianer Ansichten, der Dogenpalast, der Canal Grande. Paninis weite und nicht erschütternde Ansicht Roms hängt noch da, Detroy wartet mit seinem geleckten Griechengöttermythos auf, mit einem Apoll, mit Iphigeniens Opfer oder der Geburt der Venus. Knobelsdorff gibt einen Potsdamer Prospekt und halb versteckt zuletzt zwei kleine Bildchen von Pater. Nur die Bilder blieben da. Aber der Toilettentisch der Königin Elisabeth, ihr Bildnis, das irgendwo auf einer Staffelei stehen blieb, ein prunkendes rotes Malachitschreibzeug,

verschiedene Vasen, verschiedene Uhren — eine wird im Gedächtnis haften: unten am Fuße des Gehwerkhäuschens eine ruhende Äthiopierin, verführerisch im rosa Porzellan, mit hellem durchsichtig feinem Schleier über dem Antlitz — allerlei Nippes, allerlei Uniformstücke, gar eine Kanonenkugel von den Düppeler Schanzen, dann wieder ein Geschenk des Zaren: all das verwirrt, all das ernüchtert, — die kühle Hoheit von Friedrichs Marmorsaal, der drüben nach des Königs Wohngemächern führt, fängt erst die Stimmung wieder ein.

Es ist der Menzelsaal, der die neun tafelnden Kavaliere um den heiteren König reiht, die neun Kavaliere, die plaudern und scherzen, die Spötter und Haudegen, empfindsame Seelen und Philosophen sind. Sie sitzen auf schweren, geschweiften, vergoldeten, mit Schnitzereien sparsam verzierten Stühlen, vor breiten, bequemen, behaglichen Lehnen, auf den großen, braunen Lederkissen, auf die sie des Gastgebers Laune oft stundenlang ohne Unterlaß bannte. Und an den hohen Marmorwänden muß schimmernd das Licht sich brechen, das schon der blitzende, funkelnde Lüstre aus Kristall in der Höhe zerbrach und das reiche Gold der Merkschen Kuppelstukkatur, das Goldkapitäl von Knobelsdorffs korinthischen Marmorsäulen noch einmal in blendenden Fluten zurückwirft. Das Gelächter schallt über das Blumenmosaik zu Füßen der Gäste. Gaspar Adams Apoll lauscht in der Nische still, und seine Venus Urania lauscht, die vergeblich dabei mit der Bronce des gleichen Karl XII. kokettiert, den Frauenschönheit so sehr

entzückte, daß er einst sogar die Gräfin Königsmarck, die schönste der Frauen seiner Tage, ohne sie zu sehen, aus dem Kriegslager schickte, als die Abgesandte glaubte, daß es zu allzu zärtlichen Schmeicheleien kommen würde . . . Der Alte Fritz hat die Büste des schwedischen Heros dicht an den weißen Leib der Göttin gerückt. Er liebte die witzigen, kecken Beziehungen, die geistreichen Anzüglichkeiten, und ließ auch für sich im Buch der Venus von der Göttin die Stelle mit den Worten aufschlagen:

„Te socium studium scribundis versibus esse —
Quos ego do rerum natura pangere conor . . .“

Und durch einen kleinen Empfangssalon in das Musikzimmer . . . Hier sind noch alle Reminiszenzen wahr. Zwischen den hohen Spiegeln, zwischen den hohen geschwungenen Rahmen mit dem verschwenderischen Goldstuckwerk tanzt die Barbarina noch die vier Szenen Pesnes als leichtgeschürzte antike Göttin: Signora Barbara de Campanini, genannt Barbarina, der Star des Balletts, der drüben in der Galerie neben Rubens und Van der Werfft im stickereiübersäten Theaterkleid einmal auch die Tanzpose von Lancrets Camargo kopiert. Sie ist die Dame, die Friedrichs Spott verschont. Sie ist die Dame, deren Grazie er Komplimente ohne Vorbehalt sagt. Man kann über sie ein wenig plaudern. Aus Venedig holt sie 1744 der preußische Resident. In Paris, in London hat Bielfeld sie gesehen und hat Friedrich von ihrem Reiz, ihrer Kunst, von ihrer Schönheit erzählt. Komödie ist dann der Kampf um die Tänzerin,

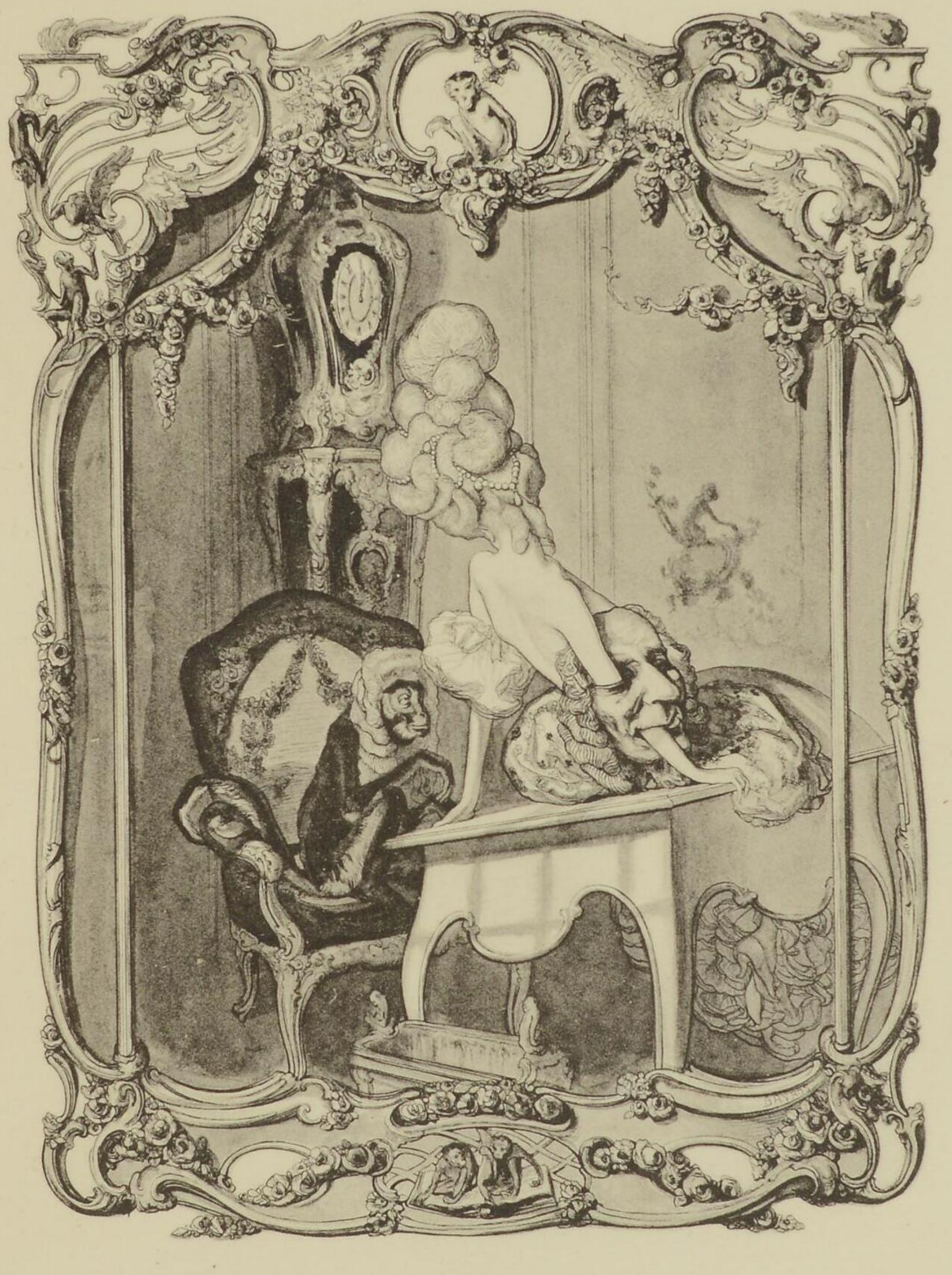
fast Leidenschaft auf Friedrichs Seite, der mit Barbarina selbst ein zartes Verhältnis anknüpft, ein Liebesverhältnis, das doch platonisch bleibt. In Venedig hat sie ihren schottischen Geliebten davongejagt, in Venedig hat sie sich wieder mit ihm versöhnt, und sie bricht den Kontrakt, der sie nach Berlin gehen heißt. Der König verklagt die Tänzerin beim Senat, der Senat meint, Preußen sei etwas weit, er behandelt die Sache etwas flau, — der Alte Fritz läßt Ritter Campellos Gepäck kassieren, der als Gesandter Venedigs nach London soll. Und Vehse, der sächsische Hofhistoriograph, der auch in Preußen die Geheimnisse aller Könige weiß, der brave, versierte Vehse versichert, daß jetzt die erschreckte Republik die Barbarina mit guter Bewachung schickte. Man gibt ihr eine Eskorte durch Österreich mit, man hütet sie sorglich in Sachsen, — Mackenzie, der schottische Liebhaber, der dann Lord Bute, seinen Vetter, aus Rache „mit dem unsterblichen Hasse“ gegen Friedrich erfüllt, Mackenzie folgt ihr nach Berlin. Auch Barbarinas Mutter ist da. Beide sind überflüssig: Barbarina ist sehr beschäftigt. Mackenzie geht bald nach London zurück, die Mutter aber will's auch in Berlin nicht hindern, daß die Tochter sich einige Herzen ertanzt. Und sie ertanzt sie gründlich, ertanzt sie unter allerlei Grotesken, die ihr keinesfalls das Vergnügen schmälern. „Bei Hofmaskenbällen hatte der König mit ihr sein Tête-à-tête in ihrem verschlossenen Kabinett und trank mit ihr den Tee . . . Friedrich schrieb ihr zärtliche Briefe, worin er sie Charmante Barberina nannte

und ihre schönen Augen erhob. Aber die Barberini hatte noch eine Menge mehr oder minder begünstigte Verehrer, Graf Rothenburg, Graf Algarotti, Ritter Chazot und viele andere Franzosen, Engländer, Italiener, Russen und Polen ... Einer ihrer leidenschaftlichsten Verehrer war ihr späterer Gemahl, der Sohn des Großkanzlers Baron von Cocceji; dieser Cocceji war ein baumlanger und fast riesenstarker Mann, von sehr heftigem Temperament. So oft Signora Barberini tanzte, wußte er sich einen Platz dicht an der Bühne zu verschaffen. Seine Leidenschaft für die schöne Tänzerin ging sehr weit. Einmal, als sie einem neben ihm sitzenden Rivalen, wie er glaubte, freundlichere Blicke als ihm zuwarf, übermannte ihn die Eifersucht dergestalt, daß er den Nachbar plötzlich ergriff, ihn wie ein Kind in die Höhe hob und der Signora auf die Bühne hinabwarf. Der König war in seiner Loge. Er ließ ruhig fortspielen. Am andern Morgen fuhr der alte Großkanzler in höchster Bestürzung zum König. Friedrich begnügte sich, den jungen Brausekopf nach der Festung Glogau zu schicken.“ Er schickte ihn als Geheimen Justizrat fort und hörte ohne Groll ein Jahr darauf, daß die Tänzerin Baronin würde. Vier Jahrzehnte lebt sie mit Cocceji. Und der König schwärmt sie weiter an.

Im Musikzimmer hörte ihr Bildnis die besten Adagios des Flötenspielers. Hier ruht das halbvergilbte Notenmanuskript eines Konzerts von Quanz mit dem roten Schildpattpult, dessen Rückseite in glattem Mosaik die gelblichen Elfenbeinrhomboide

so minutiös zwischen die eleganten Rhomben von Silber setzt. Und man hat als Reliquie auch das alte, hellfarbige, im Holz sanft abgedämpfte Spinett stehen lassen, an dem vielleicht Quanz oder Benda und Graun, die beiden stets gnädig empfangenen Kapellmeister von des Königs Oper, dem Flötenbläser akkompagnierten. Um die Abendstunden hat Friedrich die Teilnehmer an seinem Konzert in diesen Musiksalon beschieden. Er selbst wies jedem Instrument und Noten zu: man hörte dann Violinen, Bratsche, Violoncell, Fortepiano und Fagott, überdies des Königs Flöte. Sein Spiel scheint im ersten Präludieren nicht immer ganz sicher gewesen zu sein. Der König schloß sich ein, er übte unaufhörlich, Läufe und Triller und fing — Lord Malnesbury berichtet's — „doch nie an, ohne Zittern zu blasen: eine so außerordentliche Scheu hatte er, falsch zu spielen". Dennoch konnte sein Spiel ergreifen: der Zartheit einer Melodie gab er den Ausdruck hingerissener Vollendung. Und man liest, daß er selbst nicht selten Melodien fand. Zu Katte, seinem Vorleser, spricht er einmal von „hundertzwanzig Stücken", die er in Musik gesetzt: „Ist das nicht ganz anständig für einen armen Musikerkönig? . . ."

Der Musiksalon hat nicht allzuviel Inerieur. Ungebrochen soll jeder Klang vorschweben, jede Elegie in schwermütigem Ausklang verhauchen. Aber die Decke hat reicheren Goldschmuck als die früheren Zimmer. Eine riesige Spinne zieht zwei Fliegen ins schimmernde, tötliche Netz. Und Anekdote erklärt den Einfall des Königs: „Als einst nach



SLUB
Wir führen Wissen.

dem schlesischen Kriege Friedrich, wie gewöhnlich, seine Morgenschokolade zu sich nehmen wollte, hatte sich von der Decke eine große Spinne in dieselbe gelassen; der König goß daher das Getränk für seine beiden Windspiele in einen Napf, aber gleich nach dem Genuß desselben verschieden jene unter allen Symptomen der Vergiftung; als man den Koch zur Rechenschaft ziehen wollte, erschoß er sich, und man sagt, er hätte in österreichischen Diensten gestanden." Die Uhr mit dem Titusbild, die wiederum Legende mit dem Abschied des Königs rasten läßt, die weiße Marmoruhr, die dann Napoleon nach Sankt Helena mitnahm, will für Friedrichs Tod ein späteres Datum. Übrigens hat die Uhr schon ausgesprochenes Empire. Ob sie wirklich 1786 schon rastete . . .

Im schweren ledergepolsterten Lehnstuhl, in dem auch der dritte Friedrich ausrang, dicht neben dem Raum, wo die Flöte klang, verstarb der König. Den Lehnstuhl und des Königs Schreibtisch hat man von Friedrichs Eigen auch jetzt im Wohn- und Sterbezimmer geduldet: indes darf Harro Magnussens sterbender Fritz, so scharf dies Antlitz, so leuchtend des Sterbenden sinkende Größe, so ergreifend der Augenblick, so geschickt des Künstlers Technik, ein wenig den Besucher verstimmen, der hier das Leben, diese Kunst zu leben bei dem Philosophen von Sanssouci sucht. Und man hält sich lieber an das Bild von Pesne —, der König, der sechsundfünfzig zählt: noch immer mit blitzenden Augen . . .

Und man grüßt ihn und schlüpft unter der

Tür hindurch . . . ein Korridor . . . man öffnet: das Bibliothekzimmer von Sanssouci . . .

Helles Zederngetäfel umkleidet ein weiches, verborgenes, traumhaftes Rund. Man schließt noch die Tür, die jetzt plötzlich als Bücherschrank das Oval vollendet und ist völlig gefangen in diesem Bijou von Braun und Gold. Hier ein schräges Tischchen, wo man Notizen verzeichnete, vor dem Kamin ein Panneau, wie Gillot ihn entwarf, ein kleiner versteckter, wohliger Diwan, wo die Windspiele, diese verwöhnten Lieblinge, wenn der Philosoph von Sanssouci in seinen Franzosen blättert, still manche Weile warten müssen. Und vom herben Einschlag, von Brandenburgs Herbheit, die Friedrich oft noch im Rokoko hat, ist jetzt die letzte Nüance flüchtig. Rings klingt das Braun wie ein Geigenklang Mozarts, entfesselt ranken und gaukeln und fließen die Blumen, jede Schranklinie, jede Biegung, jede Unterbrechung ist Rhythmus, jede Kante ist Reim. Und sorglos ist alles, verschwiegen und heiter, in zierlicher Ordnung eilen die Bände, wieder Braun und Gold, hinter blinkenden Scheiben zu klaren, gemessenen Symmetrien. Von weißer Decke leuchtet die Sonne. Symbole grüßen: die Wissenschaft, Künste. Vier Köpfe, weiß auf braunen Konsolen, hat später ein hübscher Einfall noch beigefügt: Homer, Aristides, Sokrates, Apollo blicken jetzt auf die achtzehnhundert Bücher und Schriften, die Friedrichs Lektüre im Sommerschloß waren. Franzosen, Franzosen, — kein Deutscher ist da — und Griechen und Römer mit französischem Wort. Und wir halten noch still vor prunklosem Pult, das

in all die Harmonie mit seiner Härte kaum mehr paßt, und besinnen uns, daß hier Bonaparte nach Jena stand. „Ich konnte mich eines schwer zu schildernden Gefühls nicht erwehren, als ich die Stufen zum Schlosse Friedrichs erstieg und in Sanssouci alle Räume besichtigte, welche durch den großen König unsterblich geworden sind. Er hatte sieben Jahre dem halben Europa Widerstand geleistet; in vierzehn Tagen ist seine Monarchie vor unseren Adlern in den Staub gesunken. Ich fand in seinem Kabinett ein Pult mit Musikalien und ein anderes, auf dem sich die „Kriegskunst von Puysegur“ befand; das Buch war bei dem Kapitel über „Das Tragen des Degens“ aufgeschlagen. Es war ohne Zweifel nicht dasjenige, welches Friedrich las. Ich war außerordentlich erstaunt, als ich hier auch den Ringkragen, den Degen, die Schärpe und das große Band seines Ordens fand, welche er während des siebenjährigen Krieges getragen hatte. Dergleichen Trophäen wiegen hundert Fahnen auf.“ Und er schickte sie fort nach Paris.

SLUB
Wir führen Wissen.

PEINTRES DES CHOSES GALANTES

An grauen, verhangenen Tagen, wenn unten im Park der Regen sang, hat Friedrich die endlosen Promenaden im schmalen, hohen Bildersaal seines Sommerpalastes geliebt, unter blitzenden, flimmernden Kristallustres an heller vergoldeter Decke, nachdenkliche Gänge eines wählerischen und befriedigten Liebhabers, der die Blicke von Polignacs Mohren und Polignacs Antiken zu den Statuen Pompejis, von den Büsten und Köpfen stets aufs neue entzückt zu den Festen der Maler gleiten ließ. Es sind die „Peintres des choses galantes“. Drüben in der Galerie im Park, wo meist die großen Empfänge glänzen, mag die Gäste eine Rubenssche Maria rühren. Susanne im Bade auf Rubenssche Art ihre heimliche Schönheit entschleiern. Und man wird einen Liebesgarten durchwandeln, ein Herkules wagt den Löwenkampf, Dejaneras Raub gelingt. Van Dyk zeigt einen rüstigen Greis im Schilf, zeigt einen Amor, der auf Schlittschuhen eilig die Liebe heranfährt. Und ein Christus in der Vorhölle, ein Stückchen weiter die Verhöhnung Christi, — rasch

geht man vorbei: Barbaren von Lukas Cranachs harter, hölzerner, mitleidloser Einfalt. Aber Christus wird ein Nobile, wenn Veronese ihn malt, ein schweigsamer, edler Gebieter mit dem blassen, feinen Kopf römischer Cäsaren. Im Bildersaal des Sommerpalastes freilich fehlen die Niederländer, fehlen van der Werfft und Lukas Cranach, fehlen die klassischen Italiener. Aber niemand wird sie vermissen. Und man wird sich willig eine Stunde lang Watteau vertrauen, Watteau und seinen Trabanten, die den leichteren Weg durch ein galantes Jahrhundert wissen.

Verschwenderisch setzt der Reigen von Festen, von Tänzen, von Idyllen der Anmut ein, die Lancret und Pater, die Gelehrigsten unter den Schwärmern Watteaus, stets nach dem Dichter ersinnen wollen. Bald da, bald dort grüßt Pater und Lancret seltener trifft man Antoine Watteau, aber die Vielmaler beherrscht überall der Franzose aus Valenciennes: beherrscht, berückt und verführt sie. Und Watteau ist das Tändeln, der Duft, das Schimmern der Zeit, Watteau ist ihr zärtlichster, lächelnder, versonnener Poet, der in holder Mengung von Vision und Wirklichkeit selbst die Angst seiner müden, in Krankheit verflackernden Tage vergißt und den leuchtendsten Glanz der Epoche, ihr historisches Kolorit für die Träumereien der Nachwelt schafft. Im Luxembourg steht Antoine Watteau, an die Brüstung einer Terrasse gelehnt, und alles klingt wie ein Plätschern vorbei. Über die Parkwege flattert das helle Gelächter, flattern die Scherzworte der Kavaliere, die im Übermut die Artigkeit nicht er-

zürnen, neugierig hascht der Wind das Geplauder der Damen, und er trägt das heimliche Rauschen, das Knistern ihrer Gewänder davon. Im Sonnenglanz schimmern die farbigen Trachten, schimmert der Rasen, schimmert die Sehnsucht verheißender Fernen, phantastisch zeichnen die Bäume die Schatten in heitere Himmel. Und an der Brüstung der Terrasse im Luxembourg kommt die Gesellschaft von ganz Paris vorbei, die verliebten Herzoginnen und die begehrenswertesten Marquisen, die die Elegie der Wünsche vielleicht selbst in ein erwünschtes Gewähren wandeln, die witzigen Marschälle von Frankreich, die die Schlachten vielleicht nur vor dem Feinde nicht gewinnen, die Hofdamen und die Literaten, die Künstler, die Pamphletisten und die gepuderten Abbés mit den Brevieren der irdischen Seligkeit, diese ganze fröhliche, strahlende, sorglose Gesellschaft der Zeit der Régence, die voll Mutwillen der Würde des Sonnenkönigs den Krieg ansagt und bittend die Grazie umschmeichelt, der munteren, verwöhnten Zeit der Regence, die die Schwermut, das Grübeln und die Mühen verbannt, nur all die Fêtes galantes, die Sonne und die wolkenlosen Sommer besitzt, die Klagen der kurzen Einsamkeiten und die Seufzer der vorgeahnten Abenteuer, die die Überraschten nicht mehr bestürzen. Man hat die Steifheit der Pretiösen völlig vergessen, man zerstreut sich in Paris in den eleganten Salons, der Adel schwärmt von seinen Gemälden und Bronzen, von seinen Schlössern und Landhäusern, man denkt die Sommerbelustigungen aus, die Jagdgesellschaften und ländlichen Feste,

wo ein Rasenidyll, ein Frühstück im Freien, ein Tanz auf verborgener, grüner Lichtung stets neue Formen und neue Farben in unerschöpflicher Erfindung gewähren. Und man denkt der Belustigungen voll Ernst. Lässig reiht sich Stunde an Stunde: sie alle gehören der Laune, dem Spiel. Die Leidenschaften hat man verschmäht, man lächelt über die großen Ekstasen, denn man liebt nur die Andeutung, die zärtlichen Zweifel, das halbe Erfüllen, die Koketterie. Die Schönheit hat auf den Pomp, die Liebe auf die Heroen verzichtet. Bezaubert will man bezaubernd sein. Und niemals Stürme wecken. In den Abendwinden verklingt ein Geständnis unmerklich. Durch die Dämmerung schleicht sich schelmisch ein Amor. Und nickt den Damen zu. Die Kavaliere singen zur Laute.

Watteau hat die Feste als Dichter gemalt. Feste eines Phantasielands im Rokoko. Denn schon die Regentschaft hat schrillen Mißklang. Schon hungern die Bauern, die Soldaten plündern, der Adel verschwendet und man hört auch von Prinzessinnen, die jetzt schon nackt sich zur Tafel setzen. Aber Watteau hört es nicht. Watteau malt die Unschuld der Sinne. Sein Reich ist die blinkende Fabelheimat, die Cytherens Insel den Liebenden schenkt, bunt flattern die seidenen Wimpel des Schiffes, das voll Ungeduld die Pärchen erwartet. Man wird in den Vorzimmern der Granden Watteau nicht treffen, wo die Kammerdiener die vielsagenden Mienen mit ein paar Louisd'ors sich entsiegeln lassen, kein Zöfchen darf die Späße der Herrin verraten, und die Schäferspiele aller Boudoirs bleiben unbelauscht

hinter ihrem lockeren Vorhang, den ein wenig später erst die lüsternen Blicke Paters umstreifen. Watteau malt die Sehnsucht, die galante Anfrage, malt lyrische Schalmeien, die durch hundert Modulationen beglücken, und durch die Landschaft, die in der Erinnerung des Vlamen mit hellen, durchsichtigen Stimmungen auftaucht, geht arglos das versponnene Klingen fort. Man weiß, daß Watteau stets der Bedrücktheit, der Schwüle des Zimmers entwich, daß er dort die Tollheit der Sinne nicht kannte: in der Landschaft, im Garten, auf einer Parkterrasse übt die Welt von Paris ihre Kunst des Verliebtseins.

In Sanssouci wird schon Watteaus „Belustigung im Freien“ die heiteren Sommerspiele seiner Epoche bringen. Man lagert zwanglos, lagert Paar um Paar, und die Zeit ist voll Stille. Kaum hauchen die Lüfte, kaum regt sich ein Baum. Manchmal die Akkorde einer trägen Gitarre, und die Gesichter lächeln, die Blicke verstehen sich, ein Bursch erschreckt eine furchtsame Kleine — man ist sehr beschäftigt und tut doch nichts. Romantisch ein Kavalier am Terrassenaufgang, abseits der Gesellschaft, abseits in Gedanken, romantisch im weiten, farbigen, fließenden Mantel. Kühn sitzt das Barett, kühn Gesten und Haltung. Und vielleicht wird nur der Kavalier mit der Laute im nahen „Konzert“ all den Glanz und die Ritterlichkeit, diesen verschwenderischen Rhythmus der Zeichnung, diesen Rausch des Kolorits an verschollener Tracht, der selbst die Farben der Landschaft bestimmt, noch übertreffen können, — der Kavalier im „Konzert“, das alle betört. Nachlässig ruht, halb an den zierlichen

Schemel gelehnt, der auch dem Grandseigneur die leichtere, ungezwungene Pose gestattet, ein Cello mit tiefem Braun im Rasen: der Grandseigneur improvisiert auf der Laute, und aller Stimmung hält er gefangen, aller Stimmung hat er bewegt. Und Damen mit Notenheften, die in süßer Müdigkeit den weißen Händen fast entgleiten, dann Kinder, die voll großer Wichtigkeit mit kleinen Hündchen spielen, und vor dem Kavalier selbst als vertiefte Lauscherin die Schöne, der das Lied, die Serenade, die Beteuerung gilt. Und noch drei fröhliche Paare am Waldrand, Watteaus Motiv voll lyrischer Zartheit, das aus allen Gruppen dieses Poeten irgendwo klingt: der erste Galan, dem sich bald alle Wünsche erfüllen, entführt seine Dame in schützende Schatten; schon hebt auch der zweite die Geliebte empor, die im Walddunkel die gleiche Seligkeit schenkt; doch zögernd bedenkt die dritte Dame, zögernd und in Sehnsucht, die nahe Gefahr. Auch sie indes wird auf stillen Waldweg gern mit dem Freund entschlüpfen. Und sie alle werden noch heute, wenn der Abend verklingt, mitten im Waldreich Cytherens Märcheninsel finden, gleich den anderen drei Freunden und der kecken, der entschlossenen und der zögernden Freundin, für die das Schiff mit bunten Seidenwimpeln zum Abschied in verklärtere Heimat ruft.

Und noch einmal wird man vor Watteau verweilen. Doch jetzt ist's ein Trubel von ländlichen Paaren, ein dörfischer Jubel, ein Trubel von Burschen und lustigen Dirnen, ein Lachen und Scherzen, ein Übermut um die breite, langsame, feierliche

Kutsche mit den gravitätischen Rossen, die mitten durch die Gaffer, die Lärmer und Gäste, durch die Zuschauerreihen am Wegrand im „Brautzug zur Kirche“ fahren. Ein Geiger mit der Fiedel tanzt quer über die Straße. Man hält Blumen im Korb an der Kutsche empor. Bedächtig folgen die Alten im Zuge, Matronen voll Würde schreiten zur Kirche. In leichtem Bogen wölbt sich das Haus, eine schlichte Kuppel, kaum Konturen sind sichtbar in verflüchtigter Zeichnung. Und Kontur bleibt eigentlich auch die Landschaft ringsum, die den Brautzug umrahmt, diese weiche, verhauchende Landschaft Watteaus, die überall nur Rahmen, überall nur Stimmung, nur verklingende Innigkeit mit der leisen Rückerinnerung an Rubens und Tizian, an die früh verehrten Meister werden. Doch dann verblaßt die Kunst Watteaus, nichts als Kavaliere und Damen, nichts als Hirten, Schäferinnen und Dörfler zu malen: sie verblaßt bei den Erben. Lancret und Pater, die man in Friedrichs Sommerschloß häufiger trifft, üben breit nach Antoine Watteau die Begabung freier Kopisten.

Lancret malt Tänze. Seine Landschaft ist spröde, spröde die Gruppen, die er beim Jagdfrühstück auf grünem Rasen zeigt: nur die Linie schmächtiger, wiegender Körper, vornehmlich der Tänzer, trifft er mit rhythmischem Schwung. Er malt die Sallé, die Camargo und noch eine Flut von Bildern tänzerischer Kunst. Man hat von Lancret einen Tanz im Freien, den Tanz an der Fontäne, den Tanz vor dem Zelte, einen ländlichen Tanz. In Sanssouci zunächst einen Tanz im Freien. Fast

ängstlich folgt eine Dame der Bewegung des Tänzers, und ein plauderndes Paar, das gelassen zusieht, bespricht vielleicht die Ergötzungen kommender Nächte. Der Galan hat die verwilderte Artigkeit eines Landsknechts, hat die Derbheit des Dudelsackpfeifers, den man vom Dorf mit seinen Weisen holte. Die Szene ist leer gegen die Szenen Watteaus, und Lancret, der schließlich keinen Ausweg weiß, setzt ein hölzernes Windspiel noch in die Landschaft. Seine Farben sind matt, die Figuren sind steif: Watteaus Lyrik wird für Lancret ein Versuchen mit klügelnder Rechnung. Übrigens leiht man vom Vorbild mit stillem Vergnügen. Im „Tanz an der Pegasusfontäne“ entzückt eine Dame durch das Halten des Kleides, das mit schimmernden Falten vom Nacken fließt, und man weiß, daß man diese Grazie auch in Watteaus Laden auf „Gersaints Firmenschild“ bestaunen kann. Und schon ein paar Schritte weiter wird man auch Watteaus „Zögerndes Paar“ im „Blindekuhspiel“ wiederfinden. Stets reichen die Einfälle Lancrets, wenn sie selbständig sind, nur zu knappen, sparsamen Episoden. Die drallen Mägde, die das Stadtkostüm mit plumper Eitelkeit lieben, holt er aus den Faubourgs von Paris und bringt ihnen einen Guckkastenmann, den sie alle mit der Schar verwunderter Kinder umstehen. Lancret zeichnet Genrebildchen mit Vogelfängern, mit Jahrmarktkünstlern und Soldatenvolk. Die Innigkeit Watteaus, der Klang des alten Pastorals bleibt seinem kalten Wesen fremd, und den Anstand werbender Sinne bei Watteau übersetzt schon er in Frivolität. Er hat schon die Pointen verräterischer

Schaukeln und der neugierigen Schelme, die sie unter bauschenden Röcken bewegen. Sein „Blindekuhspiel“ reizt noch nicht mit der Frechheit Paters, durch die laszive Lust in heißen Gesichtern, aber auch Lancret deutet gern schon durch verfängliche Berührung, durch eindeutiges Umfassen den Ausklang der meisten Feste an. Wo er gesellschaftlich bleiben will, bringt er, wenn man der schmiegsamen Sanftheit Watteaus denkt, starre, harte Theatertableaus, seine Bursche breiten oft die Starrheit der Masken im Theater über die langen Gesichter, und hart sind dann die Schnörkel seiner Treppen, Gärten, Gartenterrassen: nur die Anzüglichkeit wird dort die Gruppen ein wenig beleben. Die Anzüglichkeit kommt freilich rasch unverhüllt: Pater malt sie neben Lancret, Pater aus Valenciennes, der dem Zynismus der Galanterie nachstrebt, nur daß die tollsten Einfälle, der witzigste Esprit, die unverschämtesten Linien erst Fragonard ganz glücken.

Von Pater hat Friedrich ein paar Bilder zum Schmuck für Sanssouci gewählt, von denen nicht alle verraten, daß Pater unter den Schülern Watteaus das Kolorit des Landsmannes am täuschendsten trifft. Gelblichmatt und unbestimmt verfließen die Farben der zwei Pendants, die einmal den „Sultan im Freien“, von seinen Frauen umringt, und in unmittelbarer Nähe des Bildes den „Sultan im Serail“ darstellen. Farbiger im Ton, mit bunterer Bewegtheit gruppieren sich die „Soldaten vor dem Wirtshaus“ — auch hier noch das Paar, das sich auf Watteausche Art entfernt —, dann abermals als ein Seitenstück die „Soldaten auf dem Marsche“,

die flüchtig an Teniers erinnern, wenn man nur die heftigste Ungeniertheit wegdenkt. Erst Pater bringt die auf dem Boden kollernden Paare, die sich begehrlich vor allem Volk umschlingen, mit breiter, vergnüglicher Dreistigkeit, und die vollen, prallen, nackten Busen, die die Soldateska zu gern geduldetem Spiel aufrufen. Paters „Blindekuhspiel“ übertrifft das Thema Lancrets. Neben der Laszivität ergötzt hier manche Zierlichkeit. Vor reichbekränzter Marmorherme hascht sich das Paar im Tanz. Keine Überfülle der Figuren. Und die Binde um die Augen trägt nicht, wie bei Lancret, der Kavalier, die Binde trägt die Dame. Der Diener, der die Gäste in Sanssouci durch den Saal geleitet, hält eine Pointe bereit: die Dame sei die Frau Pompadour.

Aber man wird unter den Malern der Galanterie Herrn Antoine Pesne nicht ganz verbannen wollen: den „Apelles von Berlin“, der für den alten Friedrich Wilhelm schon seine Kunst mit Eifer trieb, dann Friedrich die Deckengemälde in Rheinsberg gab und für den Bildersaal in Sanssouci eine Susanne im Bade malte. Der biegsame Körper hat sanfte Glätte ohne Süßlichkeit. Vor den gefeierten Landsleuten, die er in seinen Gesellschaftsbildern auf trivialere Art nachahmt, muß der Berliner Modemaler, der den ganzen Hof porträtiert, freilich stark zurückstehen. Man weiß, daß Graf Rothenburg, der Gesandte in Paris, von Friedrich stets neue Befehle aus Potsdam empfängt, Watteaus zu suchen, „möglichst große“ Watteaus, für die sich dann manchmal auch ein Lancret einschleicht. Daß der Agent Mettra, der später falsche Corregios anbietet, bei der

Versteigerung der Sammlung Tallard nicht fehlen darf, und die Vente Julienne nicht unbeachtet bleibt, die Kostbarkeiten aus des Besitzers Freundschaft mit Watteau nach Preußen abgibt . . . Für das sommerliche Schloß von Sanssouci nimmt man davon zunächst die sommerlichen Feste. Pesne, der nicht so teuer erkauft wird, wie Watteau und sein Kreis, begegnet man öfter nur in den Zimmern des Palastes. Da oder dort hängt auch eines seiner Porträts. Unter ihnen wird der Arzt de la Mettrie mit der Pelzmütze überm Ohr, der schnupfende la Mettrie mit dem Epikuräergesicht Reminiszenzen beschwören. Man ist mit den Malern zu Ende, und von den Bildern führen die Reminiszenzen noch einmal zurück in den Marmorsaal. Von den Wänden hallen dort die Gespräche, das Lachen schwirrt und die Rufe flattern. Im Marmorsaal wartet die Tafelrunde . . .

SLUB
Wir führen Wissen.

DIE TAFELRUNDE

Im Bavardsorden zu Rheinsberg, wo kein Trauerspiel mehr aus der Kindheit droht, hat Friedrich mitunter die Tollheit geliebt. In Sanssouci liebt er die Schwänke. Merkwürdig ist die Schar der Ritter, die hier aus allen Ländern der König sich zur Tafel holt, die Schar der Hochverdienten, Vielgereisten, Vielgelehrten, die stets ein wenig von Don Quijote, ein Stückchen von Sancho Pansa zeigen, die Schar der Tapferen, Treuen, Perfiden und Feigen, die mit Pose und Schrullen das Lachen bringen. Sie alle, die Verwöhnten mit den Puderperücken: sie leben voll Schnurren, sie sterben mit ihnen, und manchmal ist ihr Abgang auch Farce. Die Größe mischt sich mit der Groteske, der Geist mit der Komik, die Laune fast täglich mit Travestie. Sie alle tragen die Würde so, daß sie erschütternd plötzlich das Zwerchfell trifft.

Und man stelle vor: Marquis d'Argens . . . Ihn hat sein Schicksal früh der sanften Heiterkeit der Provence entführt, sein Schicksal ist bewegt und so erfüllt von Abenteuern, als wäre er Gascogner.

Baptiste de Boyer war Offizier und hatte die Abenteuer bei lässigem Blut. Ihm spielt die Liebe jeden Streich, und die Liebe, die ihn öfter flüchten heißt, zwingt ihm verschiedenerlei Beruf auf. Mit einer kleinen Dame vom Theater, die weniger den Präsidenten in Aix, d'Argens' Papa, entzückt, will er in Spanien Idylle leben: man holt ihn mit Bedeckung heim. Den Degen gab er längst zurück, jetzt will er sittsam reisen, er geht nach Tunis, Algier, Tripolis, hält in Konstantinopel Standquartier. Bevor er noch nach Aix zurückkehrt, hat er sich irgendwie rasch auf türkisch vermählt, in Aix vergißt er's, wird Advokat, und seine Neigung gilt den Künsten. Weil auch die Künste ihn bald wieder mit den Schauspielerinnen, mit den Tänzerinnen tief bedrängen, entrinnt er schleunigst nach Marseille, und eine freilich nimmt er mit . . . Jetzt denkt er tapfer an die Ehe. Er denkt an sie, weil ihm, dem Enterbten, die Louisdors schwinden. Drei Damen locken seine Wahl: d'Argens eilt nach Paris, die Damen heißt er warten, denn er vermählt sich der Roulette, vermählt sich glücklich und trägt die neuen Louisdors nach Italien. Vor Italiens Mädchen reißt er aus: sie bedrohten ihn, der allzuvielen viel versprach. Man trifft ihn dann in Holland wieder, trifft ihn aufs neue in Marseille, der Kavalier erbittet des Königs Degen zurück: 1733 zieht er gegen Österreich. Bei Kehl stürzt sein Pferd, und er empfängt die Wunde, die ihn bestimmt, nach Paris zurückzukehren und Bücher zu schreiben, was er übrigens schon früher begann.

Von dem verliebten „Direktor der philosophi-

schen Klasse der Akademie zu Berlin“ hat man allerlei. Der Mann der Wissenschaft packt all die galanten Dinge, die seine Jugend schmerzlich verwirrt, in lockeren Memoiren aus. In Frankreich haßt ihn die Geistlichkeit: vor ihr kreuzt er, wenn er die „philosophie de bon sens“ verficht, die Waffen der Aufklärung mit Eleganz. Friedrich hört von den „Lettres juives“. Friedrich hört den Causeur 1741: über Kunst, über Dichter, über Bilder plaudert er geistreich. Friedrich behält ihn bei sich. Zu den „Lettres cabalistiques“, die er im gleichen Jahr im Haag drucken ließ, wird er eine „Historie de l'esprit humain“ noch schreiben, zwischendurch schlägt er sich mit der Übersetzung von Fragmenten herum, die Julian einst gegen die Christen verfaßte. Und er ist ein milder Geist, der die Toleranz, die er für sich erbittet, allen Brüdern, allen Religionen gibt, ein Vielerfahrener, ein witziger Briefschreiber, ein zarter Stilist, ein Romancier und Skeptiker, der an Gott, an den Dingen, an sich selbst ein wenig zweifelt, der die scharfen Konturen, die dezidierten Erklärungen nicht liebt und die Systeme halb als Liebhaber baut . . .

Aber der König liebte den Menschen d'Argens. Vor ihm entdeckt er den Gram der Gefahren, vor ihm Verzweiflung und Kriegsnot, d'Argens ist der Heitere, der bei Tisch entzückt, d'Argens der Ehrliche, der Gutmütige, der die Treue noch kennt, d'Argens mit seinen Schwächen der unfreiwillige Spaßvogel, der immer wieder die Lustigkeit schafft. Denn der Heitere ist meist ein Melancholiker. Seine Sehnsucht denkt an die warme Provence, und er

trägt drei Schlafröcke und einige Mützen aus Wolle, die den Armen vor Erkältung schützen. Er haßt das trübe Wetter des Nordens. Sein Nebel, sein Regen, sein Frühling, sein Sommer: im Norden birgt alles bedenkliche Krankheit. Und der König lacht. Den Verängsteten lockt er des Nachts aus dem Bette, mit falschem Alarm, dem Verstörten bringt er's mühelos bei, daß dies den Tod in Kürze bedeute. D'Argens ist abergläubisch. Manchmal kreuzt seinen Weg eine Herde von Schweinen, manchmal kommen drei schwarzgekleidete Menschen vorbei, auch stößt er mitunter ein Salzfaß um. Dies sind die Hiobsposten schweren Unglücks, dies bringt die Schwermut, die ihn durch Wochen verstimmt. Sie wird so heftig, daß ihn Friedrich dreimal nach der Heimat ziehen läßt. Und der „Beau soleil de Provence" erfrischt den Marquis. Er denkt jetzt nicht mehr an den Norden, er möchte für immer im Süden bleiben. Aber er kennt noch Friedrichs Schlauheit nicht ganz: der König weiß sich zu helfen. Ein „Hirtenbrief" wird aufgesetzt. Der Erzbischof von Aix warnt seine Provencalen vor dem Ketzer d'Argens. Der Marquis wittert Vergiftung oder ähnliches. Und kommt zurück . . . In Sanssouci umgibt ihn der König mit Artigkeit. Zwar sieht er's nicht gern, daß d'Argens für Theaterdamen noch immer Sympathien verspürt, und er protestiert, da der Marquis eines Tages Mademoiselle Cochois, die „seit 1742 in der französischen Komödie Furore macht", sogar zur Frau nehmen will, aber er gestattet dann doch, daß die Schauspielerin mit dem Gatten im

Schloß wohne. Und aus Meißen, da er den Freund wiedersehen will: „Bringen Sie die gute Babet nur mit“ . . . Er lädt sich bei den Zweien zum Tee. Drei Dezennien treibt er Scherz mit d'Argens und liebt ihn ernsthaft. Und baut ihm, da er ihn endlich verlieren muß, ein Mausoleum zu Aix unter dem „beau Soleil“ . . .

Unter allen Kavalieren der Tafelrunde, namentlich unter den Ausländern, stand Friedrich II. keiner so nahe, wie der gute d'Argens, der die Ergebenheit für seinen Herrn gern bis zur Rührung und von da bis hart zur Beschränktheit trieb. Sein Landsmann Maupertius weiß weniger von bescheidener Tugend. Er wird nie ganz so sehr des Königs Freund, dieser Pierre Louis de Maupertius aus Saint-Malo, der Präsident der Akademie, der Mathematiker, der Weltreisende und Philosoph, der eitel wie ein Pfau war, verbissen in seine Systeme und verrückt wie der Herr von Astarac, der Held bei Anatole France in der Bratküche der Königin Pedauque. Maupertius hat eine Reise nach Lappland gemacht — die Reise war sein größter Ruhm — und Newtons Ideen noch einmal verkündet. Er schreibt „sur les lois de l'attraction“, schreibt „sur la figure des astres“, und auf den verschraubten Wegen eines „Essai de cosmologie“ wird gegen die Gottesbeweise, die von Wundern berichten, eine Religion der ruhigen Vernunft eingetauscht, die einen notwendigen „Stoffbeweger“ in Allmacht und Allwissenheit preist. Maupertius kommt 1740 nach Berlin, hier hat er Muße, sich für eine Moral ohne Zwang zu entscheiden, für die übliche Moral

der Aufklärungsepoche: „Essai de philosophie morale“ . . . In Berlin hat er seine Laboratorien. Er ist halb Kauz, halb Philosoph, teils Sonderling, teils Forscher und sammelt d'Argens Schlafröcke, so sammelt Maupertius Katzen und Hunde, Papageien und Affen, die er als Menagerie in sein Haus sperrt. An ihr versucht er die Rassenkreuzung, und er „hatte ein Buch über die Zeugung unter dem Titel ‚Vénus physique‘ herausgegeben, das von den Weltleuten stark gelesen ward“. Als Präsident der Berliner Akademie war er der Repräsentant offizieller Gelehrsamkeit, in Friedrichs Kreis. Er ist's knapp achtzehn Jahre, davon die letzten nur ein matter Abglanz seines Einst. Voltaire glaubt eines Tages sich schwer durch ihn beleidigt. Und der Verletzte schwört Rache, und seine Rache trifft so scharf, daß der lächerlich gewordene Maupertius, der den Niedergang seines Sterns nicht mehr verwinden kann, zu kränkeln beginnt, die Eitelkeit in Melancholie umstimmt und im Gram auf einer Reise in Frankreich verstirbt.

Voltaire . . . „Il est malicieux comme un vieux singe“, meint Herr d'Argens nicht eben höflich. Und ahnt vielleicht, daß dem verabschiedeten Dichter ein Intermezzo à la Frankfurt in absehbarer Nähe droht. Schon die Reise Voltaires nach Sanssouci war halb Verstimmung. Man weiß, daß Friedrich die Verschwendung nicht kannte, indes für den größten der Dichter dürfte im Hofbudget schon einmal generöse Ausnahme gelten. Voltaire soll zwanzigtausend Franken Pension im Jahr erhalten, er wird des Königs Kammerherr sein, wird

des Königs beste Orden tragen. Und tausend Louisdors für die Reise. Vor solchen Schätzen bleibt Voltaire nicht ungerührt: er setzt sich hin und fordert abermals tausend Louisdors. Madame Denis, die Nichte, so wenig Liebhabern sie eroberungswürdig dünkt, in der Fremde nicht entbehren. Der König schreibt: „Ich habe mir nicht die Ehre von Madames Gesellschaft erbeten.“ Macauley zitiert den Beweis, daß Herr von Voltaire „in einen Anfall kindischer Wut“ geriet: auf alle Fälle versucht er den Streik. Und Friedrich bleibt kühl. Er faßt gern alle bei ihren Schwächen und triumphiert dann bald. Er hat den abspenstigen d'Argens mit der Furcht um sein Wohl schnell aus der Provence zurückgelockt, Herrn von Voltaire ergrimmt, verletzt, beleidigt er tötlich, da er Baculard d'Arnaud, Voltaires Protegé, den Schreiber empfindsamer Romanmoral und vielgerührter Schauerstücke, dem Meister plötzlich vorzuziehen scheint. Doch Friedrich hilft sich noch mit Versen: d'Arnaud ist jetzt die „aufgehende Sonne“, indes die Leuchte Voltaire verlöscht. Man sorgt dafür auch in Paris, daß der Sänger der „Henriade“ die Verse liest. Und jetzt vergißt er ganz die weiteren tausend Louisdor, er läßt die Koffer packen, Madame Denis kann später reisen: 1750 zieht er in Sanssouci ein.

Und das erste Verstimmtsein verblaßt im Entzücken, daß König und Dichter sich täglich jetzt nahe. „Ich habe von meinem Kabinett nur drei Schritte, um bei einem Manne zu sein, der voller Geist, Grazie und Phantasie ist. Ich habe das Vergnügen, ihm bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten

nützlich zu sein, und ich gewinne dabei neue Kräfte zu meinen eigenen . . . Alle meine Stunden sind köstlich hier, und ich habe an meinen Rosen keine Dornen gefunden, kurz, unser Philosophenparadies ist über alle Beschreibung erhaben.“ Voltaire berichtet's für Freunde, für die Feinde geschmeichelt nach Paris. Und die Bonmots blitzen auf, die schillernden, witzigen Antithesen, der geistreiche Spott, die Einfälle schwirren, verblüffen, erstaunen: an der Tafel, auf den Spaziergängen im Park mag der König gestehen, daß er zu wenig noch an Voltaire bewundert, daß ihn der Gast niemals enttäuscht. Keine Idee dieses Jahrhunderts bleibt beiden fern, kein Wunder der Kunst, das nicht beide vergleichen. Voltaire, dem hier ein Souverain ohne Rückhalt huldigt, der eitle Voltaire läßt die Kritik, und auch er bewundert und preist und schwärmt, wenn Friedrich ihm neue Verse vorliest. Und eins nur ist der Herr von Voltaire: oft indiskret und nie zufrieden. Die ganze Welt weiß schließlich, daß er diese königlichen Verse korrigiert, natürlich findet die Taktlosigkeit den Weg zu Friedrich zurück. Und schon beginnen die Pariser Stimmungsberichte in leisen Andeutungen: „Die Abendgesellschaften sind entzückend. Der König ist die Seele der Unterhaltung. Aber — ich habe Opern, Komödien, Revuen und Konzerte, meine Studien und meine Bücher. Aber — aber — Berlin ist schön, die Prinzessinnen sind reizend, die Hofdamen sehr hübsch . . . Aber —“ Schon in den ersten Wochen wird dies Aber täglich lauter. Die Uneinigkeit beginnt für uns ergötzlich, dann

wird sie schrill. Voltaire verbraucht zuviel Schokolade. Der König befiehlt, ihn knapp zu halten. Der Dichter ist um eine kleine Bosheit nicht verlegen, die überdies in seine Habgier ohne Grenzen paßt: jetzt trägt er heimlich Wachskerzen aus allen Zimmern fort. Dann wird die Bosheit, die Eitelkeit, noch manches andere von Friedrich rasch illustriert: die Affen, die Pfauen setzt er ihm an die Wände seines Salons und die prächtigen Stühle des Dichters zeigen Szenen aus den Tierfabeln von Lafontaine. Voltaire hat spitze Waffen der Entgegnung: „Man sehe einmal, welch eine Menge seiner schmutzigen Wäsche mir der König da zum Waschen geschickt hat!“ Er meint des Königs Verse, die er korrigieren soll, und Maupertius überbringt das Wort. Voltaire wenigstens verdächtigt den Rivalen um Friedrichs Gunst, daß er die Keckheit weitergab und er beschließt, sich ausgiebig zu revanchieren. Es ist willkommen, daß Maupertius eine Serie wissenschaftlicher Briefe der Öffentlichkeit überliefert, phantastische Briefe eines Gelehrten, die voll der absurdesten Tollheit sind. Und die „Diatribe des Doktor Akakia“ entsteht. Mehr als Friedrich hat keiner über den beißenden Witz gelacht, der in Voltaires Schrift Maupertius' lateinische Stadt, das große Erdloch und die armen Patagonier auf die Nachwelt bringt, die sich das Gehirn müssen aufschneiden lassen, um bessere Möglichkeit zur künftigen Erforschung, zu Seelenanalysen zu bieten. Friedrich lachte über die Satyre ohne Ende: aber er verbot Voltaire den Druck. Vielleicht dachte er weniger daran, den konster-

nierten Präsidenten zu schonen, als er an die bedrohte Würde seiner jungen Akademie und an sich selbst dachte. Voltaire aber hörte nicht: heimlich wird das Pasquil gedruckt. Jetzt ist des Königs Zorn ohne Maß. Voltaire hat sich vor kurzer Zeit erst um einen guten Teil der königlichen Huld durch einen schmutzigen Handel gebracht, den seine Geldgier mit verbotenen Spekulationen und überdies mit einem geriebenen Juwelenhändler anfing. Die Veröffentlichung der Diatribe soll das letzte Zerwürfnis sein. Voltaire möchte beschwichtigen und sucht nach Ausflüchten. Der Drucker wäre an allem Schuld. Oder der Kopist. „Über Ihre Unverschämtheit erstaune ich. Nach dem, was Sie getan haben und was sonnenklar ist, leugnen Sie hartnäckig, anstatt Ihre Schuld einzugestehen. Bilden Sie sich nicht ein, mir einreden zu können, schwarz sei weiß: man sieht nicht, weil man nicht alles sehen will. Wenn Sie aber die Sache zum Äußersten treiben, werde ich alles drucken lassen, und man wird sehen, daß Sie, wenn Sie Statuen für Ihre Werke verdienen, für Ihr Betragen Ketten verdient hätten. P.S. Der Verleger ist gefragt; er hat alles gestanden.“ Die Auflage der in Potsdam gedruckten Bände wird vernichtet. Voltaire steht dabei und sieht zu, wie sie im Kaminfeuer zerflattern. Dem König gelobt er schriftlich „Respekt gegen gelehrte wie politische Würdenträger“, und eine Kopie der Satire schickt er nach Dresden, wo sie — zum Scheine ist der Druckort Leiden — zum zweitenmal veröffentlicht wird. Abermals leugnet Voltaire. Er ist so unschuldig wie ein neu-

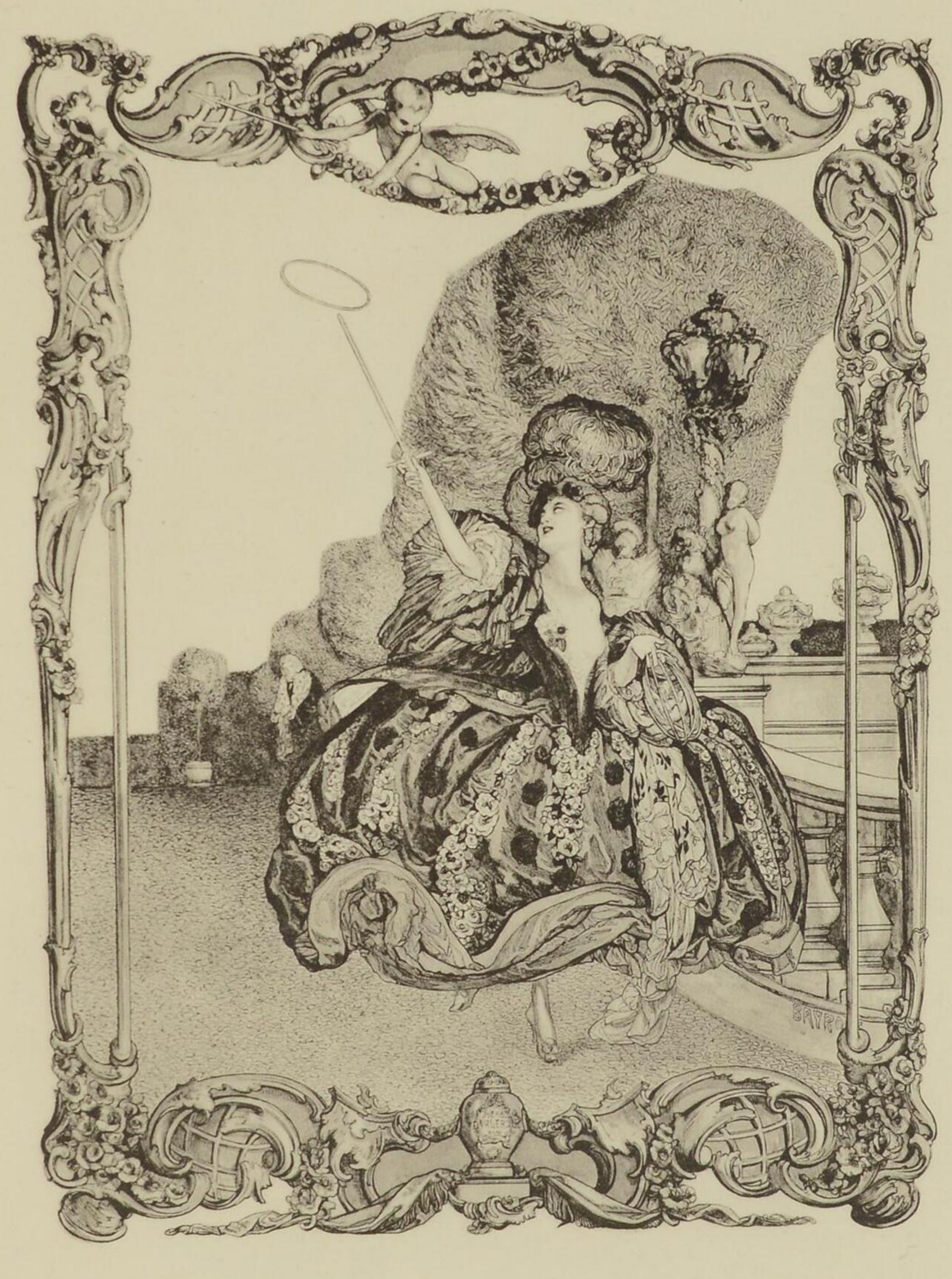
geborenes Kind. „O, mein Gott, Sire; in dem Zustande, in dem ich mich befinde. Ich schwöre Ihnen bei meinem Leben, auf das ich nicht gern verzichte, daß dies eine schreckliche Verleumdung. Ich beschwöre Sie, alle meine Leute verhören zu lassen. Wie, Sie könnten mich verurteilen, ohne mich vorher gehört zu haben. Ich verlange Gerechtigkeit und Tod.“ Aber der Zorn hat Friedrich fast die Überlegung geraubt. Es folgt ein mittelalterlicher Akt: die feierliche Verbrennung des Voltaireschen Buches auf offenem Markt durch Henkershand. Und Voltaire wird der Boden unter den Füßen heiß. Aus Preußen will er schleunigst fort. Er schickt den Kammerherrnschlüssel, den Orden an Friedrich zurück, dazu die Elegie:

„Je les reçus avec tendresse,
Je vous les rends avec douleur,
C'est ainsi qu'un amant, dans son extrême ardeur,
Rend ce portrait de sa maîtresse . . .

Noch einmal mildert der Poet an dem Menschen. Die Elegie stimmt Friedrich zu verzeihender Sanftheit: da er sich vielleicht auch des literarischen Hochgerichts heimlich schämt, bittet er herzlich, der Dichter möge bleiben. Aber Voltaire ist leidend, Voltaire ist schwermütig, Voltaire ist totkrank: nur die Bäder von Plombières können Genesung bringen. Im Herbst, verspricht er, wiederzukommen. Mit sechsspänniger Karrosse, die galonnierten Diener auf dem Bock, reist er davon.

Schon in Leipzig läßt sein Leiden nach. Maupertius, der den Verhaßten endlich an der Tafelrunde mißt, begeht die Dummheit, zum Überfluß

noch Drohungen auszustoßen. Erneute Attacken des kranken Voltaire. Strauß zitiert den „Steckbrief“, der dem Präsidenten von Leipzig aus an die Perrücke fliegt: „Ein Quidam hat an einen Inwohner von Leipzig einen Brief geschrieben, worin er besagtem Inwohner droht, ihn zu ermorden. Maßen nun Mordanschläge sichtbarlich den Meßprivilegien zuwiderlaufen, so ersucht man jedermänniglich, von besagtem Quidam Nachricht zu geben, falls er sich an den Toren von Leipzig blicken ließe. Derselbe ist ein Philosoph, von zerstreutem Wesen und hastigem Gange, Augen klein und rund, Perrücke desgleichen, Nase platt, Gesicht voll, Gesichtsausdruck schlimm und selbstgefällig; trägt beständig ein Skalpell in der Tasche, um Leute von hoher Statur zu sezieren. Wer Nachrichten von ihm geben kann, erhält tausend Dukaten Belohnung, angewiesen auf die lateinische Stadt, welche besagter Quidam erbauen läßt, oder auf den ersten Kometen von Gold oder Diamant, der notwendig auf die Erde fallen muß, gemäß der Vorherverkündigung des besagten Quidam.“ In Frankfurt indes vergeht Voltaire die Heiterkeit. Aus Sanssouci hatte er einen Band von des Königs Gedichten mitgenommen. Vielleicht war's auch wirklich nur Vergeßlichkeit, daß er ihn bei der Abreise nicht zurückerstattete. In Frankfurt geschieht das betrübliche Nachspiel: Voltaire arretiert, Madame Denis, die Nichte, die aus Straßburg ankommt, von der Soldateska durch die Straßen gezerrt. Man behält Voltaires Gepäck zurück, der Gedichtband wird hervorgeholt, über-



SLUB
Wir führen Wissen.

dies eine Summe Geld, um „Unkosten“ zu decken. Madame Denis hat Ohnmachten, Voltaire bleibt mehr als vier Wochen Gefangener. Man weiß nicht, wie groß an all den Vorgängen Friedrichs Schuld, man weiß indes, daß Voltaires „Vie privée“ sie mit Genugtuung in seinem Sinne berichtet. Und die Gastfahrt schließt so als derbe Farce: Sanssouci hat Voltaire nie wiedergesehen . . .

Sanssouci bleibt freilich an Gästen nicht arm. Sie kommen auch fortan zur Tafel des Königs. Sie haben nicht das blendende Genie Voltaires, nicht die sprühende Schärfe dieser nie versagenden Dialektik, aber man trifft auch jetzt noch die liebenswürdigen, amüsanten Gesellschafter, trifft noch jetzt die Feingebildeten, die Weltleute und Kavaliere, die von allen Dingen mit Anmut zu reden verstehen, und mitten unter ihnen die Absonderlichen, die Schelme und Originale, die den Kreis um Friedrich so deutlich karrikaturistisch schließen. Aus Friedrich Wilhelms Tagen ist noch das Erbstück Pöllnitz da, Carl Ludwig Baron von Pöllnitz, der Witze mit dem König macht: „Voilá les dindons, Sire“, und in Ergebenheit die Antwort einsteckt: „Voilá le bœuf, Pöllnitz“. Er ist ein weitgereister Herr, hat sich an allen Höfen umgeschaut und von den meisten vieles ausgeplaudert, war dreimal Katholik und zweimal Protestant, nach dem fünften Glauben glaubt er nur mehr an die Kunst. Er wird Theaterdirektor und streitet ab, daß er schon früher literarisch-anzügliche Allüren hatte. Die „Saxe galante“ dürfte sich dennoch seiner Autorschaft rühmen können und Georgs I. Gattin Sophie,

die Königin von England und Oberst Königsmarks Geliebte hätte ihm sicherlich, wenn ihr Unglück dies gestattet hätte, hinter Schloß und Riegel gesetzt, hätte sie seine „Histoire secrète de la Duchesse d'Hanovre" noch erlebt, zu der er sich gleichfalls nicht bekannte. Drei Bände „Memoires" gab er zu und Friedrich meint, da Pöllnitz ihm das Manuskript überbringt, mit höflich verbrämter Abwehr: „Ou écrivez gravement et mettez plus d'étoffe dans votre ouvrage ou tenez vous en aux anecdotes que vous ornerez par votre style naturel qui est badin et enjoué." Nicht immer behandelte der König den Baron mit gleicher Höflichkeit. Der Anekdotenerzähler Nikolai berichtet, daß Friedrich oft zur Belustigung aller nachahmte, wie Pöllnitz sprach, welche Gesten er hatte. Alles an Pöllnitz ist von unwiderstehlicher Komik: sein Wandern durch die Welt, durch die er auf Landsknechtsart im Dienst Österreichs, Italiens, Spaniens zieht, seine schnelle Geschicklichkeit, sich überall mit förderlichen Überzeugungen abzufinden, seine stets hochgespannten Erwartungen, die immer Enttäuschungen brachten, zuletzt seine Schulden. Stets von neuem springt der König für ihn ein, der vielleicht so ein wenig begütigen will, daß er Pöllnitz hauptsächlich als Hofnarren nimmt. Die würdigsten Momente im vielbewegten Erdenwallen dieses alten Kavaliers hat Friedrich niemals ernst genommen, selbst schriftlich gibt er ihm das Zeugnis eines Narren mit, als Pöllnitz — aus Finanzrücksichten wieder einmal frischgebackener Katholik — auf die Freite geht und um Abschied aus Friedrichs Dienst ersucht:

„Wir, Friedrich etc., thun kund und zu wissen, daß der Baron von Pöllnitz, aus Berlin gebürtig und so viel Uns bekannt, von ehrlichen Eltern abstammend, Unserm hochseligen Großvater, preiswürdigen Andenkens, als Kammerjunker, der Herzogin von Orleans in eben diesem Charakter, dem König von Spanien als Oberster, dem letztverstorbenen Kaiser als Rittmeister, dem Papste als Kämmerer, dem Herzoge von Braunschweig als Kammerherr, dem Herzoge von Weimar als Fähndrich, Unserm in Gott ruhenden Herrn Vater als Kammerherr und zuletzt uns als Ceremonienmeister bedient, da er sich, von dem Strome der ehrenvollsten Militairbedienungen und der eminentesten Hofchargen, die nach und nach auf seine Person ausgeschüttet worden, ganz überschwemmt gesehen, dadurch der Welt müde geworden und verführt durch das schlechte Beispiel des Kammerherrn Montaulieu, der kurz vor ihm vom Hofe entwichen, bei Uns, nämlich besagter Baron von Pöllnitz, nachgesucht und unterthänigst gebeten hat, ihm zur Aufrechterhaltung seines guten Rufs und Namens, einen ehrlichen Abschied in Gnaden zu ertheilen.

Da Wir nun mit der Berücksichtigung seiner Bitte es nicht für gut finden, seiner guten Aufführung das Zeugnis zu versagen, um das er Uns gebeten hat, angesehen die höchst wichtigen Dienste, welche er Unserm königlichen Hofe durch seine Schwänke geleistet, und die Kurzweile, die er Unserm seligen Herrn Vater in die neun Jahre zu Wege gebracht hat: so nehmen Wir keinen An-

stand, zu erklären: daß während der ganzen Zeit, die der Baron rühmlich in Unsern Diensten gestanden, er weder Straßenraub begangen, noch Beutelschneider, noch Giftmischer gewesen ist, daß er weder Jungfrauen geraubt, noch ihnen Gewalt angethan, noch jemandes Ehre an Unserm Hofe gröblich verletzt, sondern sich stets wie ein Galanthomme, und seiner Geburt gemäß betragen und stets von den Gaben, welche ihm der Himmel verliehen, einen honneten Gebrauch gemacht hat, nämlich den Zweck zu erreichen, der bei den Schauspielen zum Grunde liegt und der darin besteht: das Lächerliche der Menschen auf eine lustige und heitere Art darzustellen, um solche dadurch zu bessern.

Desgleichen hat er den Rath des Bacchus im Punkte der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit stets sehr treulich befolgt und die christliche Liebe so weit getrieben, daß er sogar die Bauern überwogen hatte, die Vorschrift des Evangeliums: „Geben ist seliger, denn nehmen“, zu befolgen. Er weiß noch ganz genau die Anecdoten von unsern Schlössern und Lustgärten, besonders aber hat er ein vollständiges Verzeichnis Unsers alten Hausgeräths sich ins Gedächtnis geprägt; übrigens verstand er es, sich durch seine Meriten bei denen angenehm und brauchbar zu machen, welche zugleich sein böses Gemüth und gutes Herz kennen gelernt hatten.

Wir geben auch dem besagten Baron das Zeugniß, daß er Uns nie zum Zorne gereizt hat, ausgenommen, wenn er durch seine feige Unverschämtheit (lache importunité) alle Grenzen der Ehrfurcht

überschreitend, auf eine unwürdige und unverträgliche Weise die Asche Unsrer glorreichen Vorfahren zu entweihen und zu entehren versuchte.

Da man aber in den schönsten Gegenden unfruchtbare und wüste Stellen findet, da die schönsten Körper ihre Gebrechen und die Gemälde der größten Meister ihre Fehler haben, so wollen Wir auch mehr besagtem Baron seine Fehler und Gebrechen zu gute halten und ertheilen ihm durch Gegenwärtiges, obgleich ungern, den von ihm begehrten Abschied; Wir wollen übrigens das ihm anvertraute Amt gänzlich aufheben und abschaffen, um dadurch das Andenken daran für immer unter den Menschen zu vertilgen, dafür haltend, daß nach besagtem Baron Niemand würdig sei, es weiter zu bekleiden.

Potsdam, den 1. April 1744.

Friedrich.

Aber drei Monate später meldet sich Herr von Pöllnitz selbst wieder und zwar als sein eigener Nachfolger. Er will auch gern wieder protestantisch werden, da die Braut in Nürnberg ihm einen Korb bescherte. Der König ist entrüstet, lacht und nimmt ihn auf. „Ein infamer Kerl, dem man nicht trauen muß, divertissant beim Essen, hernach einsperren.“ Wäre Pöllnitz nicht maßlos indiskret und bereitete so ab und zu Verlegenheiten, bliebe nur das humoristische Motiv. Man muß ihm verbieten, die Salons der Gesandten zu besuchen, ja, nur in Salons sich zu zeigen, wo Botschafter als Gäste verkehren. Gegen seine Schulden gibt es vielleicht

noch einen Ausweg: in Berlin wird öffentlich verkündet, daß jeder ein Darlehen an Pöllnitz mit hundert Dukaten Strafe büßen soll. Aber Friedrich bessert den Alten nicht mehr. An Voltaire im August 1775 ein lapidarer Bericht: „Der alte Pöllnitz ist gestorben, wie er gelebt hat; das heißt: er hat noch am Tage vor seinem Tode einen Gaunerstreich gemacht. Kein Mensch bedauert ihn, außer seine Gläubiger.“ Das Original fand an Friedrichs Hof keinen Ersatz. Ein letzter, tragikomischer Begriff bankrotter Romantik sank ins Grab.

Nach dem deutschen Intermezzo wird man in Friedrichs Tafelkreis zu den Ausländern rasch wieder zurückkehren müssen. Briten und Italiener sind da und noch immer Franzosen. Francesco Algarotti, mit dem der König Briefe wechselt, wie mit d'Alembert, mit Voltaire und d'Argens: Algarotti kommt aus Venedig. Schon in Rheinsberg taucht er auf, nachdem er in Paris viel mit Literaten verkehrte, Voltaire fast zum Freunde gewann und der Marquise du Châtelet als Gast mit Ausdauer gehuldigt hatte. Klassische Philologie kann Algarotti ohne Trockenheit treiben, er stutzt Philosophie für den Salon zurecht, zwanzigjährig wird er durch ein Thema über Newton berühmt. Aus Frankreich hat er die Manieren und als Schriftsteller den Stil. Seine Gespräche sind von verbindlicher Leichtigkeit und außer Friedrich II. hört sie in Dresden auch August III. gern, den Friedrich verachtet. Und der Philosoph von Sanssouci macht den Kaufmannssohn Algarotti zum Grafen, aber Nikolai meint, daß Algarotti Friedrich nicht sonderlich

liebte und dies dem König zuletzt nicht mehr verborgen blieb. So läßt er den „Cygne de Padoue“ wieder scheiden. Der Graf geht nach Venedig zurück, man trifft ihn später in Bologna, 1746 stirbt er zu Pisa. Und kriegt dort von Friedrich ein Denkmal auf dem Camposanto.

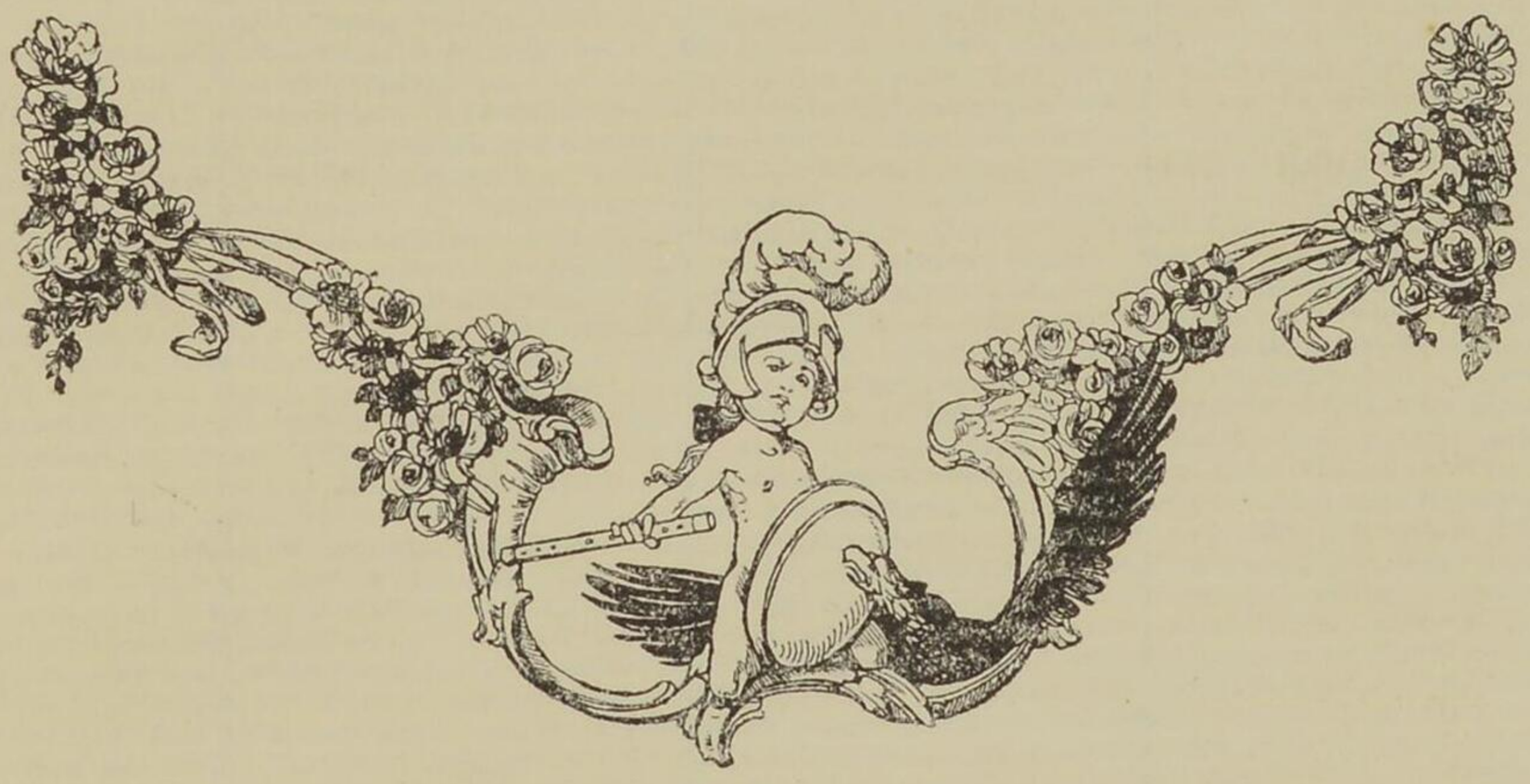
Aber man darf die Engländer nicht vergessen. Dem „guten Mylord“, Georg Keith, Lord Marishal und Jakob Keith, dem Bruder, hatten die Wirren der Stuart das Leben bedroht. Sie zogen aus Schottland fort. 1715 entfliehen sie, dann dienen sie in Spanien, dann kämpft Georg unter Frankreichs Fahnen gegen die Schotten, indes sich Jakob Keith in Rußlands Armeen mit Schweden und Türken schlägt. Fast gleichzeitig nimmt sie Friedrich auf. Und beide bleiben wohlgelitten: Lord Marishal weiß oft klugen Rat und Jakob Keith pflegt durch Feinheit des Geistes zu entzücken. Formey muß Jakob, der für Friedrich in den Schlachten bleibt, die Lobrede halten: „Er war neun Sprachen mächtig, verstand schottisch, englisch, französisch, spanisch, russisch, schwedisch, deutsch und lateinisch und las die griechischen Schriftsteller. Er hatte alle großen und kleinen Höfe Europas, von dem des Viciligaten von Avignon bis zur Residenz des Tartar-Chans gesehen, und überall hatte er gefallen. Der General, der Minister, der Hofmann, der Gelehrte waren in einer Person vereinigt, und er verstand es vortrefflich, alle diese verschiedenen Eigenschaften zu repräsentieren. Man hat die hochgebildetsten Leute wie in Extase von einer Unterredung mit ihm zurückkehren sehen, sie

wollte ihren Ohren kaum trauen.“ Der gute Mylord scheint stiller gewesen zu sein. Sein König sieht ihn als Patriarchen sterben, ein knappes Jahr, bevor er selbst aus Sanssouci scheidet, und rührend ist, wie der greise, schon selbst recht gebrechliche Alte Fritz im Park neben dem Müden im Rollstuhl schreitet, da er seine Unterhaltung nicht entbehren mag. Lord Marishal wird dreiundneunzig alt: dem König hat er „den Glauben an die Tugend“ erhalten . . .

Dann zählt de la Mettrie den Spaßvögeln bei. Man lacht über ihn. Und dort vielleicht am besten, wo er selbst nicht allzuviel zu lachen hatte. Saint-Malo, die kleine Stadt in der Bretagne, die den berühmten Maupertius zeugte, hat aus dem Kaufmannsstand auch ihn geboren, aber man weiß nicht, ob die Soldaten, die zu kurieren er sich lieber entschloß, dies später mehr priesen oder beweinten . . . Herr de la Mettrie schreibt Bücher, wie alle Welt um diese Zeit, schreibt Philosophien, um derentwillen er verketzert wird und fliehen muß, nach Leyden, wohin d'Argens schon floh. Die gute Laune hat's ihm nicht gestört: „Herr de la Mettrie war mit einer unerschöpflichen Heiterkeit geboren, seine Einbildungskraft war so fruchtbar, daß sie auch in dem trockenen Erdreich der Arzneiwissenschaft Blumen hervorbrachte.“ Dennoch war er ein Märtyrer. Man schaffte ihm Verdruß, wenn er in Berlin das Beste von der Tafel des Königs ausplauderte, wie dies nur noch Pöllnitz tat. Und Martyrium vor allem war sein zarter Gaumen, seine raffinierten

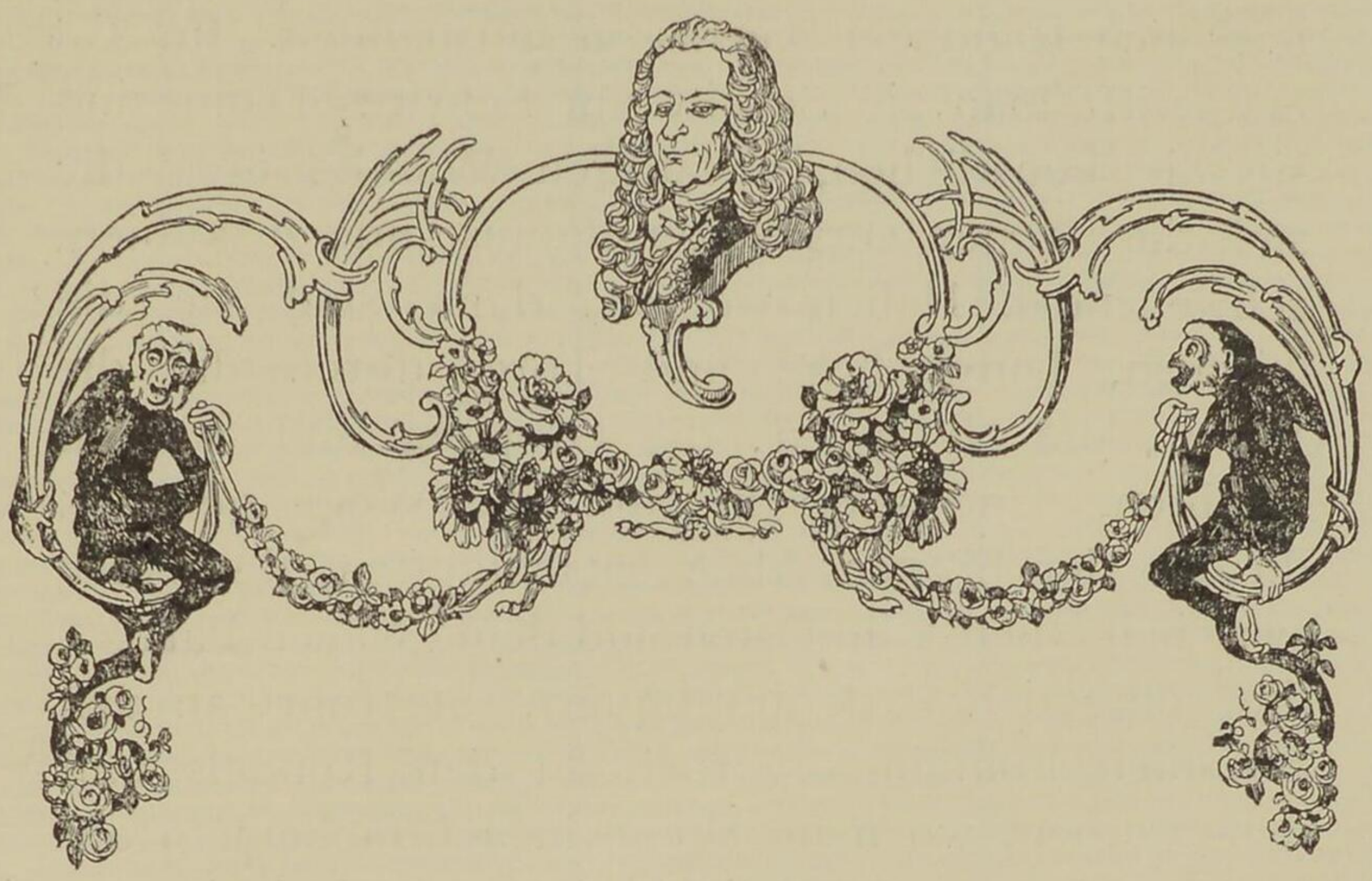
Soupers, sein früher Tod. Die angeborene Heiterkeit hat Tyreconels Trüffelpastete geknickt. Als er vom Besuche dieses Gesandten Frankreichs heimkehrte und die üble Affaire ahnte, nahm er Bäder und schritt selbst zu einem Aderlaß. Vielleicht hatte er doch noch besser die Soldaten kuriert. In seiner Angst entfährt ihm ein Schmerzschrei: „Jesus Marie“ . . . Über den Atheisten lächelt der Priester am Bett: „Ah! vous voilà enfin retourné à ces noms consolateurs!“ Aber der kranke Herr de la Mettrie kehrt sich ab: „Mon Père, ce n'est qu'une façon de parler“ . . . Dann stirbt er.

Und die Tafelrunde lachte zur Trauer.



RONDELS

SLUB
Wir führen Wissen.



In den grünen Bosketts, über Terrassen und Hecken, in allen Rondels klingt das Lachen fort. Auch hier will alles nur Heiterkeit. Die rauschenden Haine, die heute im Rund das Parterre umdrängen, fangen die schweifenden Blicke noch nicht, die Fernen gaukeln noch, die Dörfer blinken und der Spiegel der Havel blitzt. „La vue y est charmant“ . . . Auf der obersten Terrasse, dicht vor dem Schloß, steht Herr von Bielfeld und beginnt zu schwärmen. Diese Lauben und Gänge, diese Labyrinthe, die Grotten und die Kabinette: all das darf Herrn von Bielfeld noch entzücken und Lenôtre selbst hätte vertraulicher, feiner den „Lustgarten“ nicht zu ersinnen vermocht. Lenôtres Manier ist frei behandelt. Unmerklich und nur fernher sieht man die Hecken hinter Lärchen und Buchen schimmern. Man sieht sie, wie ein Saum zuletzt ein schillerndes Prunkkleid umstreift, ganz

leise den Rand der Terrassen umspannen. Im Tal erst trifft man sie Schritt um Schritt. Dann sind sie die künstlichen, schattigen Wände, über die sich die Kronen versteckter Baumstände zu kühlen, schwebenden Hallen wölben, dann sind sie die Nischen, Durchblicke und Tore, durch die die Vasen, die Nymphen, die Gruppen und Statuen leuchten. Und sorgsam sind alle Wege gestutzt, die oft der breiten Allee entschlüpften, der Allee zwischen Obelisk im Osten und dem „Neuen Palais“, die völlig den Park durchquert. Sie führt an den stummen Fontainen vorbei, an den Rondels und den Sternen, wo neue Wege in achtfachem Strahl in neue, vergessene Winkel führen. Und sie verlieren die strengen, starrlinigen Rhythmen, sie werden mutwillig und beginnen sich plötzlich zu schlängeln, oft geht man im Bogen, oft wird es Zickzack: die grünen Kabinette, die Salons im Freien, die Rondeaus, die hier die Laune verbarg, gestatten die artigsten Träumereien . . .

Um den Springbrunn standen die rauschenden Haine noch nicht. Man hat in allen drei Hauptteilen von Friedrichs Park französischer Zierkunst geschmeichelt: im Lustgarten, wo alle Statuen vor den gestützten Pyramiden aus dunklem Taxus standen und auch die Terrassen den Taxus zur Höhe trugen, im runden Parkteil um das Neue Palais, wo die Laubwand antike Plastik belebte oder die Hecken ein grünes Theater erbauten und im Rehgarten selbst, wo erst die Heckentore bald da, bald dort an hoch gesäumtem Weg gestatteten, in Wald und völlige Freiheit zu eilen. Aber der

Rehgarten beweist auch schon allein, daß Friedrich die Art Lenôtres nur mit Beschränkung aufnahm. Er liebt die freien, sonnglänzenden Rasen, die vor dem Anstieg der Terrassen das Blumenparterre mit dem Springbrunn umkränzen, er liebt das Waldidyll dämmernder Lichtungen, die die Formen nicht zirkeln, und überdies — selbst wenn das Spiel der murmelnden, plätschernden, sprühenden Brunnen glückte — die langsamen, spiegelnden, versponnenen Wasser, die ohne Zwang, kaum merklich, an grünen Ufern, unter hängenden Weiden, an Wiesen vorbei durch die Landschaft gleiten. Im Rehgarten, den rings die hohen Hecken umstellen, wird der Stil nicht bekämpft, den die Natur ersann, und man horcht ganz gern auch nach England hinüber, wo die Gartenkünstler die Architektur der grünen Schnörkel, Lenôtres Schüler und Lenôtre selbst verschmähen. Gutmütig hat der alte Nikolai uns eine Stimmung hinterlassen: „Nun gehet der sogenannte Reh- oder Fasanengarten an: ein Wald, der nur durch die Kunst etwas gelüftet und geordnet ist und eine Menge Fasanen enthält. Durch diesen angenehmen Park, der voll vortrefflicher Partien ist, läuft erstlich der oft genannte Hauptgang gerade aus, und dann links und rechts sehr geschlängelte Gänge, die sich durch Wälder von den schönsten Bäumen winden, oft unerwartet zu großen und reizenden Anlagen bringen und hin und wieder vortreffliche Aussichten auf Wiesen, Wasser, Hügel und andere Anlagen gewähren.“ Und überall in Park und Garten von Sanssouci hat Friedrich mehr das Anschmiegen an frische Natürlichkeit erleichtert:

die letzten Tollheiten französischer Rokokogärtner bleiben verbannt. Das grüne Heckenquadrat vor der Bildergalerie darf spielerisch sein. Vor den prunkvollen Meißner Vasen, vor den vergoldeten Vasen aus Blei, über denen die Orangezweige schatten, flimmern im Halbrund die Glaskorallen bunter Arabeskenbeete. Es sind die „Luststücke“ dieses holländischen Gartens. Und wer den Absonderlichkeiten entthronten Geschmackes gern nachgeht, mag in verwunderter Betrachtung eine Weile auch heute noch vor dem Mosaik farbiger Scherben und Muscheln verbringen, die die niedere Terrassentreppe in sorgfältig gesäumten Feldern birgt. Aber dann wird das Heckenquadrat gegen den Park zu rasch abgegrenzt. Die Marmorwand ist kühl und ernst, die das holländische Stück nach außen versteckt, nur ihr First mahnt wieder an Heiterkeit. Über der strengen Ruhe des ungeschmückten, roten, schlesischen Marmors, oben am Mauerrand tanzen und ringen, balgen und necken sich die kleinen, dicken, possierlichen Putten von Schneck, zwischen allerlei Vasen immer ein Paar, dicke Putten, wie sie Rubens malt, kecke, lachende, sorglose Schelme, die man bei den Sphinxen schon traf, die über Friedrichs Kuppeldach gaukeln, die überall zwischen Göttern und Göttinnen, zwischen Heroen und Philosophen das Parkland bevölkern.

Die Götter und Göttinnen im Parkland, der Reichtum an Plastiken in Sanssouci hat nicht die Kostbarkeit der Marmorschätze von Versailles. Man hat für Ludwig XIV. sicherlich kritischer, hat auch mit unbedenklicheren Mitteln gesucht: die Beweg-

BAVROS

SLUB
Wir führen Wissen.

lichkeit der Wahl, der Reflex von des Sammlers Persönlichkeit, dem nicht immer eine Absicht gelang, gewinnt doch für Sanssouci. An der Glockenfontäne kann man den alten Vertumnus, der den Reigen der Jahreszeiten nicht eben mit Leichtigkeit kündet, kann man Proserpinas Raub durch Pluto, den Raub der Helena durch Paris, auch die derbe Ariadne vergessen, die ein schwerfälliger Bacchus entführt, diese ganze gutmütige, ein wenig plumpe Göttergesellschaft, die ein Stückchen am Wege weiter auch das mythologische Entführungsquartett Ebenhechts an Formreiz nicht überholt. Aber man wird ganz gern einen Augenblick schon unter dem Baumrund an der Froschfontäne verweilen wollen, wo ein flötenblasender Knabe seine Schalmei mit stiller Verträumtheit in den Abend schickt, und sich vor Papenhovens weißer Venus der Verse Ewalds von Kleist besinnen, deren Überschwang nur freilich die Nachwelt abdämpft:

Bezaubernd Bild, des Meisters Meisterstück.
Ach! Schlüge Deine Brust! Ach! Wär Dein Auge helle!
Ein jeder, der Dich sieht, wünscht Dir Elisens Glück
Und sich an Amors Stelle! . . .

Vor der Bildergalerie haben die Plastiker, die der König wählt, die reichste Arbeit verrichtet. Nicht die wertvollste Arbeit: Benkert und Heymüller, Girola und Cocci schaffen pflichtgetreu voll sauberen Anstandes mit dem überkommenen, symbolischen Apparat ihrer Zeit. Von den Kragsteinen der Galeriefenster blicken Jenners phantastisch-unbedrückt ersonnenen Künstlerköpfe, blickt eine ganze Kunstgeschichte, mit Anton van Dyk, mit Rubens und

Michelangelo, mit einigen anderen flüchtig aufgeblättert, auf die achtzehn Statuen nieder, die die vier vor die breite, prunklose Front gestellt. Benkert ergrübelt die Bildhauerkunst, einen schlanken Jüngling, auf dessen Werk ein modellierter Frauenkopf deutet. Er ergrübelt auch noch die Kupferstecherei, die Geographie mit Globus und Zirkel, indes sein Gefährte Heymüller Bücher und Eulen aus Sandstein holt, um den Geist des „Studiums“ zu rufen. Weit feiner in der Wahl der Themen sind Girola und Cocci, die nach plastischem Ausdruck für überraschendere Begriffe suchen: zwischen „Naturwahrheit“ und „Nachahmung“ hat Coccis „Künstlertorheit“ milde Ironie. Und man muß jetzt kreuz und quer nach Plastiken den ganzen Park durchstreifen. Irgendwo taucht noch einmal eine Reminiszenz an Knobelsdorff auf: auch der Entwurf der Grotte Neptuns ist von ihm, wo Benkerts Wassergott den Dreizack mit Wichtigkeit führt und Heymüllers Nymphen die Kaskaden mit Verführerneigung plätschern lassen. Und man kommt an einem Faun vorbei, dessen Lüsternheit so harmlos dünkt, daß er keine Unschuld schrecken könnte, ganz abgesehen davon, daß Gaspar Adam den Schelm in Fesseln an seine Brücke setzte, und darf dann bald darauf ein wenig sich in Sentiments ergehen, wenn am Wegrand eine Marmorgruppe Caude de Cocks von „Mütterlicher Liebe“ berichtet. Erträglicher noch ist die versüßte Plastik Gaspar Adams, wenn er oben vor dem Schloß Kleopatra auf dem Marmorlager sterben heißt, an zierlicher Schlange und mit emphatischem Seufzer, oder eine tändelnde, ruhende Flora

drüben am anderen Terrassenrand zeigt, wo der Alte Fritz seine Windspiele begrub, Flora mit Amor im Boudoirgeschmack. Oben vor dem Schlosse, hinter Flora und der Ägypterin im Halbrund, werden lebhafter die Köpfe, die Büsten und Hermen gefallen: die Stücke aus der Sammlung Kardinals Polignac. Früh ist die Sammlung in Friedrichs Besitz gelangt. An Voltaire im Oktober 1742: „Ich erwarte täglich die Ankunft der schönen Polignacschen Antiken.

Die Polignac, der hochgelahrte,
In Rom einst weggekapert,
Und die wir zu der Welt Erstaunen
Paris nun abgeluchset."

Und dann im November mit den üblichen Komplimenten für Voltaire: „Die Polignacsche Antikensammlung ist wohlbehalten angelangt, ohne daß an den Statuen das Geringste zerbrochen ist.

Wozu so kostbar hierher führen
Getrümmer von dem alten Rom,
Den Marmor und antiken Stein?
Wozu sie holen, jene Bilder
Virgils, Horazens und Homers?
Ihr Geist und ihre schönen Gaben,
Mehr wert als ihres Antlitz' Züge,
Sind alle in Voltaire vereint.

Der apostolische Kardinal, welcher sie besitzen konnte, hatte also sehr unrecht, die Büsten zu sammeln; aber ich, der ich diese Ehre nicht habe, bedarf ihrer Schriften in meiner Bibliothek und dieser Antiken in meiner Galerie." Aber man begegnet den Antiken im ganzen Park. Sie sind eine Reihe nachdenklicher Akademiker. Sie sind Cäsar und Vespasian. Sie sind die prahlerischen, tollen

Tyrannen Roms und ihre Kourtisanen. Julia Mammaea kann ein Kunststück: sie nimmt den Haarputz ab und bleibt doch Julia. Aus weißen Marmorburnussen ragen braune Mohrenköpfe. Man trifft sie an den Lehnen einsamer Bänke, oft unvermutet an abgelegenen, stillen Wegen, an Ballustraden, im Bildersaal und vor den Gemälden der Galerie. Und im Rasenparterre vor der untersten Terrasse das kostbarste Stück: Jordanzios Porphyrbüste Paolo Giordanos, des Herzogs von Bracciano. Ein Kopf voll skrupelloser Sinnlichkeit. Voll wirbelt der Schnurrbart über der Fliege empor. Fast Henry IV. Und Venedigs Genießertum, Venedigs Selbstbewußtsein hebt den Blick. Der Herzog kann galant sein und lieben ohne Rücksicht. Er hieß Paolo Giordano und war ein Condottiere. Vor Venedigs Feinden. Bei allen Frauen.

Aber Braccianos Abenteuertum verblaßt. Man hat den Knebelbart, die venetianische Republik, Kardinal Polignac und die besungene Sammlung vergessen, da man das Rondel der Musen betritt. Niemand wird auch nur eine der acht Schwestern Glumes, die Urania verbannen, mit Polignacs Antiken ernsthaft vergleichen wollen. Aber wunderlich ist die Stimmung, die sie alle umfängt. Es sind nicht die hellenischen Töchter Apolls. Feierlich hat sie Glume hier aufgestellt, weiß leuchtet der karrarische Marmor, und sie alle haben große Gesten und Pomp der Haltung, ein heroisches Pathos unbeweglicher Masken. Verlassen und schweigsam ruht das Rondel. Die Flöte und die Lyra Euterpes ist stumm, das zierliche Tamburin klingt nicht, das Terpsichore

mit versteinerter Grazie hält, und Thalias Kastagnetten schlagen nicht, aber sie alle spielen doch heimlich eine Szene. Heimlich hebt ein gleicher Rhythmus die schlanken Beine zu gemessenem Schritt, ein gleicher Rhythmus stimmt die Falten loser Gewänder, das Heben der Arme, das Neigen der Häupter ab, stimmt die Wirkung der Gruppe zu vollem Tableau. Und es ist die Vorstellung der Künste, ihre Allegorie mit dem Prunk der Gebärden, gespielt auf dem französischen Theater. So sah sie schon der Sonnenkönig. Sie wiederholt in Sanssouci noch einmal ihre Gloriole.

Um den großen Springbrunnen haben die weißen Marmorstatuen vom französischen Theater nicht viel. Aber die französischen Attribute wird man auch hier nicht entlassen dürfen. Überdies ist's der Kreis der Brüder Adam. Eine Verwechslung hat Friedrich vielleicht bedauert. „Der König irrete sich zuweilen in der Person der Leute, welche er verschrieb oder zu einem gewissen Zwecke brauchen wollte; zuweilen bekam er auch den rechten Namen, aber nicht die rechte Person. Er wollte den berühmten Pariser Bildhauer Lambert Sigisbert Adam haben, und bekam seinen Bruder Kaspar Balthasar, der ein guter Künstler war, aber bey weitem so gut nicht wie sein Bruder." Und mühelos wird man unterscheiden, was Sigisbert Adam, was sein Bruder Gaspar schuf. Eine Athene erstaunt, die den Kampf mit Mars aufnimmt, Athene, die einen Grenzstein schleudert, mehr Amazone als Göttin, mehr Jungfrau von Orleans als Tochter des Zeus, kühn in der biegsamen Schlankheit des Körpers, kühn in

der Kampfhitze des zarten Gesichtes: Athene aus den Büchern französischer Epik, Athene, die mit Waffen, Enthusiasmus und Anmut siegt. Mars wehrt sich, den Wolf an der Seite, mit Schwert und Speer: auch Mars sprang aus dem Epos. Und die feine Ziselierung, dies gründliche Herausarbeiten aller Details, ein Schwertgriff, ein Gürtel, ein Helm, Sandalen fallen auf. Die Sorgfalt im Kleinen trifft man bei beiden Adam, auch bei Gaspar, dem „nicht so guten Künstler", der die glänzenden, überraschenden Linien des Körpers, die Einfälle des Körperlichen nicht gleich dem Bruder verschwendet. Aber voll peinlichster Genauigkeit knüpft der eine die Maschen von Netzen, wenn er fischende Nymphen bildet, die Hummern und Krebse, das merkwürdigste Seezeug zappelt darin mit ergötzlicher Buntheit, mit ergötzlicher Echtheit und dann wieder schmückt der andere Adam die Werkstatt des Hephaestos mit klaren Symbolen, formt mit wichtigem Eifer bald Dianas Schwamm, einen Pflug, Erdfrüchte, einen Pfauenfuß, bald Blattwerk, bald Faltenwürfe, bald Knöpfe. Was beide symbolisch oder in strenger Mythologie um das Becken der großen Fontäne stellen: die vier Elemente, ein Jupiter, ein Apoll, allerlei Göttinnen. In ihrer Mitte schnallt auch ein Merkur den Flügelschuh fest, und eine schimmernde Venus blickt schnäbelnden Tauben zu. Merkur und Venus bescherte hier Pigalle, aber man wird die süß abgetönte, milde Harmonie der Leiber, den sanften Klang der Linien an den Kopien nur halb bewundern können. Aber stünden auch heute noch die Originale da: vielleicht sähe man dennoch an dieser

Venus Pigalles vorbei, sähe stets von neuem entzückt zu anderen, nahen Göttinnen hinüber, zu den leichten Symbolen der Luft, des Wassers, der bezauberndsten, neckendsten Elemente, die nicht aus dem Mythos stiegen. Denn an ihnen ist nichts mehr klassisches Altertum. Keck sitzen die Köpfe auf den nackten, leuchtenden, zärtlichen Schultern, und man zeigt die weißen, schlanken, verführerischen Beine mit koketter, heiterer, wissender Wirkung. Leicht flattern im Winde die bauschenden Röckchen, mutwillig das Lächeln, das Schmachten, das Werben, das Spotten, Gewähren. Und die Göttinnen der Luft, des Wassers sind verliebt und galant, wie die Zeit ihrer Schöpfung. Alles ist Laune mit Leichtigkeit, kapriziöse Verwöhntheit. Vielleicht sind es die vergnügtesten Damen von Paris. Diese kleinen Maitressen des Rokoko . . .

HOLLÆNDSE FONTAINEN MAACKERS

SLUB
Wir führen Wissen.

Tragikomödie in mehreren Akten. Schauplatz der Handlung: in und bei Sanssouci. Die Zeit des ersten Aktes: nach den ersten schlesischen Kriegen.

Verschiedene Personen treten auf. Boumann, Heintze, Bährend, van der Osten, Pfannenstiel. Man erkennt allmählich Brunnenmacher, Grottiers, Rotgießer, Spritzenbauer und anderes Volk. Der König ruft laut und spöttisch: die „Hollaendse Fontainen-Maackers!“ In Knobelsdorffs Riesenreservoir bei den römischen Ruinen beginnt man Havelfluten emporzuheben. Heintze tritt auf und baut „hölzerne, faßartig zusammengesetzte und mit eisernen Ringen zusammengehaltene Röhren, dann gebohrte hölzerne Röhren, die alle infolge des Wasserdruckes zerspringen“. Van Osten kommt, schiebt die hölzernen Röhren beiseite und schleppt jetzt Röhren von Eisen herbei. Der König erscheint und beginnt zu zahlen.

Verwandlung. An einer holländischen Windmühle, die irgendwie das Wasser zur Höhe stoßen soll. Im Hintergrund sieht man von Bornstedt her noch eine Hilfswindmühle. Man sieht auch den Alten Fritz, abermals klingen die Goldstücke, und er droht wütend mit dem Krückstock. Am Himmel ziehen Gewitterwolken herauf, die mit Regen und Schnee endlich das Riesenreservoir ein wenig füllen.

Und dann die Peripetie: „Es war dies an dem denkwürdigen Karfreitag 1754, wo der König diesen Erfolg seiner vielen Mühen und Geldaufwendungen sah. Es sollte der einzige bleiben.“ Der König sitzt vor der Bildergalerie. Die Fontäne springt eine Stunde.

Casanova tritt auf.

Der König: „Aber der Park von Versailles ist doch viel schöner.“

Casanova: „Allerdings, Sire, aber hauptsächlich wegen der Wasserkünste.“

Der König: „Ganz recht; aber das ist nicht meine Schuld: hier gibt es kein Wasser. Ich habe mehr als dreihunderttausend Taler ausgegeben, um Wasser zu bekommen; aber ohne Erfolg.“

Casanova: „Dreihunderttausend Taler, Sire! Wenn Eure Majestät die ganze Summe auf einmal ausgegeben hätten, müßte Wasser da sein.“

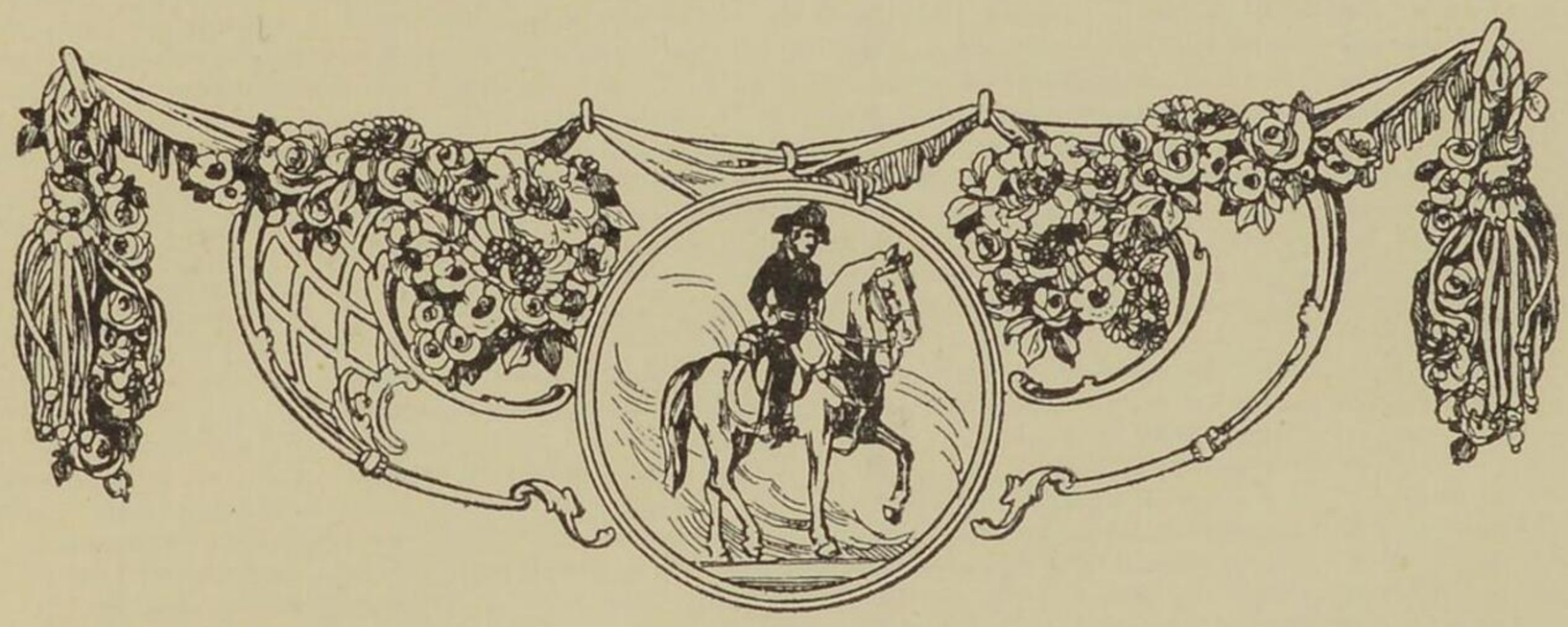
Der König: „Ah, ich sehe, Sie sind Ingenieur, der sich mit Hydraulik befaßt.“

Casanova (beiseite): „Hätte ich ihm sagen sollen, daß er sich täuscht? Ich fürchtete, ihm zu mißfallen und senkte nur den Kopf; das hieß weder ja noch nein. Glücklicherweise dachte der König nicht daran, mit mir über diesen Gegenstand zu sprechen; so blieb mir eine große Verlegenheit erspart, denn ich kannte nicht einmal die Anfangsgründe dieser Wissenschaft.“

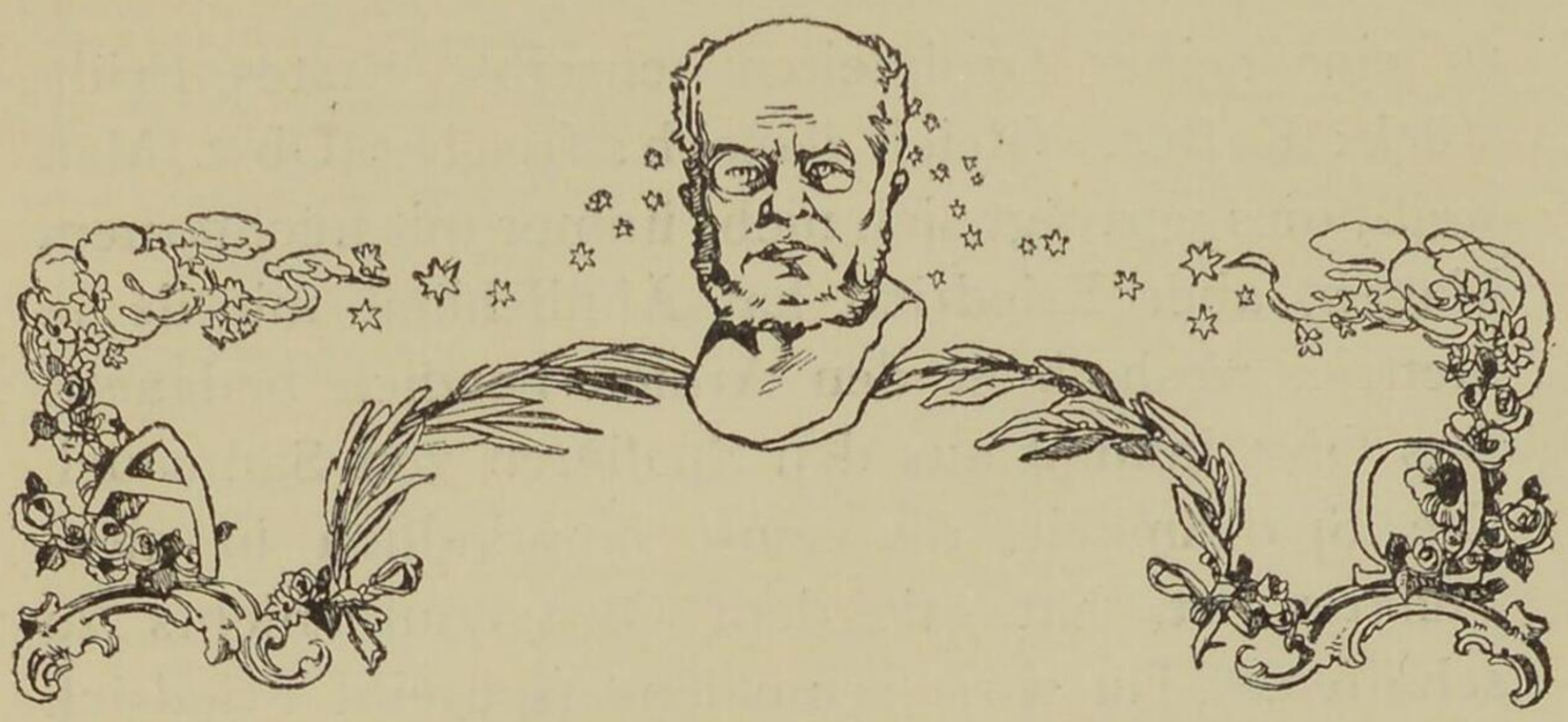
Der König spricht darauf von venetianischen Kriegsschiffen. Man sieht ihn den Kopf fortwährend nach links und rechts wenden. Er scheint verärgert, wie auch später einmal, da ein anderer berühmter Gast ihm von Wasserkünsten spricht.

Die große Pause ist nach 1754. Des Königs Ärger scheint zu wachsen. Schließlich wird das Stück nicht zu Ende gespielt.

In Sanssouci sieht man die leeren Wasserbassins. Die trockenen, vergoldeten Bleifiguren glänzen.



FINALE



Herr Vehse weiß alles. Er spürt den Anekdoten über den Philosophen von Sanssouci nach, er bringt die historischen Worte aus den Schlachten, verzeichnet den Eintritt, den Abschied jedes Kavaliers, der um Friedrich weilen darf, und guckt in alle Töpfe der königlichen Küche, die hinter dem rechten Schloßflügel steht. Alle Historiographen, alle Anekdotenerzähler, Tagebuchschreiber und Vorleserberichte steuern bei. Der König steht des Morgens auf, des Abends geht er schlafen. Legion sind die Notizen, die ein Programm ergeben, was zwischendurch geschah.

Der Frühling lockt Friedrich aus Potsdam. Sechs Stunden gönnt er sich täglich Schlaf, da er altert, werden es neun. Alle Diener stehen bereit: Winke, knappe, befehlende Worte, die immer die gleiche Formel haben. Seinen Zopf flicht täglich der gleiche Lakai, indes liest er Briefe. Nur die Korrespondenzen der Barone, der Herrschaften von Adel haben Zutritt. Zwei Räte plagen sich mit genauen Auszügen, die das Wichtigste von bürgerlichen Wünschen nennen, Auszüge über die mannigfachsten Dinge der Welt, auf die dann Fritz ab und

zu eine seiner Grobheiten schreibt: Erstes Frühstück: Kaffee. Gleich danach: frisches Obst. Man weiß, dies verträgt sich nicht immer mit nüchternem Magen, aber Friedrich hat Ähnlichkeit mit de la Mettrie, weshalb er den Armen herzlich bedauert. Das Obst kommt aus den Spalieren von Sanssouci. Die Sparsamkeit, die sonst empfindlich in allen Punkten ist, hat mit dem Obstgenuß nichts zu schaffen. „Du wirst schmälen“ (schreibt Friedrich an Fredersdorf), daß gestern vohr 180 Thaler Kirschen gegessen worden, ich werde mich eine liederliche Reputation machen.“ Er wußte auch noch andere Auskunft, sich unmittelbar nach dem Kaffee zu beschäftigen: er spielte Flöte. Dann erst kamen die Staatsgeschäfte. Aber sie halten ihn nicht lange auf. Er läßt die Kabinettsräte um sich stehen und diktiert, was geschehen soll. Dann Audienzen. Oder man trifft ihn um diese Zeit im Park mit den Windspielen. Täglich nimmt er Parade ab. Und kehrt vom Militär zu französischen Schriftstellern zurück, indes man die Gäste zur Tafel bestellt. Man speist um zwölf, später um zwei. Aber immer ist die Mahlzeit reichlich.

„Den 5. August, Mittags, Sr. Majestät Tafel:

Henaut: 1 Soupe aux Choux à la Fouqué. †
(Die Kreuze, die der König machte, waren Zeichen, daß das Gericht ihm geschmeckt hatte.)

Pfund: 1 du boeuf au pannais et carottes. †

Voigt: 1 des poulets en cannelon aux com combres farcis au blanc à l'Anglaise (war durchgestrichen; der König hatte dafür gesetzt: des Cotelettes dans du papier).

Dionisius: 1 de petits patéz à la Romaine.
1 gebratene junge Coleunen.
Pfund: 1 du Saumon à la Dessau. †
Blesson: 1 de filés de Volaille à la Pompadour avec langue de bœufs et croquets.
Dionisius: 1 Portugiesischer Kuchen (durchstrichen; dafür des Gauffres.)
Pfund: Grüne Erbsen. †
Frische Heringe. †
Saure Gurken."

Stets muß er die Namen der Köche wissen. Man findet sie bis zuletzt vor ihren Gerichten, verantwortliche Minister, die nach der Sitzung an Kreuzchen hinter den Leckerbissen sehen, ob der Beifall ihres Souverains ihnen gewiß. Sieur Nœl gehörte zu Friedrichs letzten Köchen. Er hat den König oft beglückt und der König beglückte ihn einmal mit Versen, die seiner Künstlerschaft galten. Seinen Verlust hätte Friedrich nie verschmerzt: er hatte die „Bombe à la Sardanapale" erfunden.

Man saß drei Stunden bei Tisch, manchmal auch fünf. Die französischen Weine und die Gespräche flossen. Man spricht über Gott, über Kunst, über die Philosophen in Frankreich, über seines Königs Maitressen, über Le Kain und die Komödie, über die wahrhaftigen Begriffe von Moral und alle Skandale der Fürstinnen und der Opernsängerinnen. So geht's fast bis zuletzt fort. Marchese Lucchesini darf dann unter den fremden Gelehrten, den Dichtern, den fürstlichen Besuchern, den Marschällen sitzen, die manchmal auch der König zu schwachem Ersatz für längst verschollene Freunde

an die Tafel bittet, aber lieber schreibt er Notizen aus engerem Zirkel nieder:

„Der König ist nach Sanssouci gegangen. Die Mittagstafel dauerte etwa vier Stunden. Man ließ sämtliche alte Fürsten des Reiches Revue passieren, um sich über sie lustig zu machen."

*

„Abends. Das Gespräch hin- und herspringend. Er hat Aristophanes gelesen, findet ihn aber langweilig, weil die griechischen und lateinischen Lustspiele keinen inneren Zusammenhang haben und man genötigt ist, eine lange Reihe mittelmäßiger Sachen hinunterzuschlucken, um irgend eine Schönheit aufzufinden."

*

„Abends. Ich erfuhr, daß der Sohn der Königin von Schweden einen gewissen Munck, einen Reitknecht des Königs, zum Vater hat. Der Mann mit der eisernen Maske war ein Sohn der Mutter Ludwigs XIV. und sah ihm sehr ähnlich. — — —"

*

„Es wurde im chinesischen Palast zu Mittag gespeist. Er machte sich über die Stiftung der Orden vom Goldenen Vließ, vom Heiligen Geist, vom Elefanten usw. lustig, und tat das mit außerordentlicher Anmut. Er schlug eine Neugestaltung des Ordenswesens vor. Für das Haus Österreich einen donnernden Jupiter; für England den Piratenkapitän Merkur; für Frankreich den Stern der Venus; und „für uns einen Affen; denn wir äffen die Großmächte nach, ohne es zu sein."

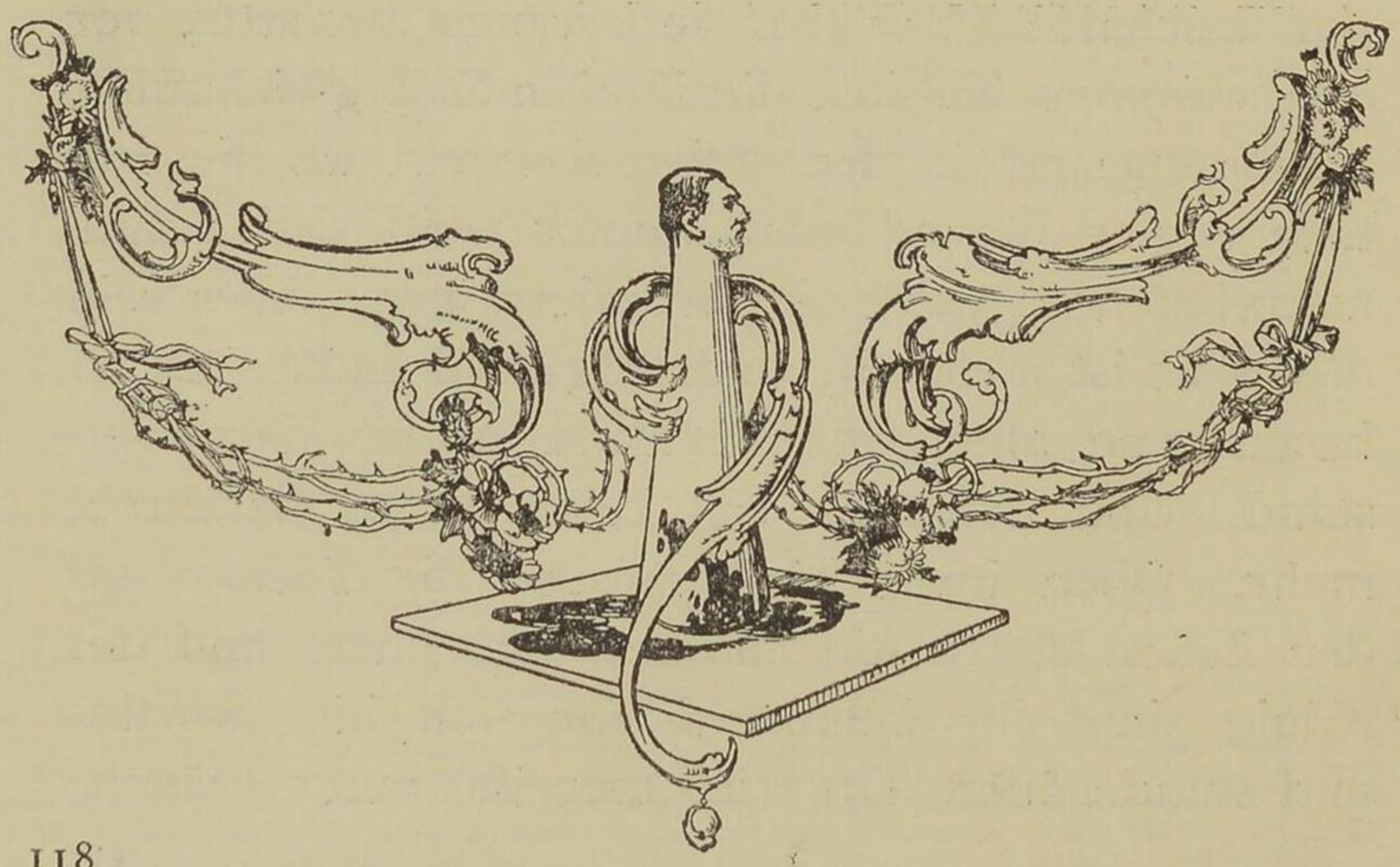
Abends sagte er mir unter anderen schönen Sachen, daß Holland sieben Pfeile im Wappen führt: es fehlt ihm aber die Hand, die sie herausziehen könnte."

*

Noch immer flattern die Scherze auf, noch immer liebt man die Medisancen, noch immer blendet Esprit . . . Dennoch war's einmal anders: als Voltaires Kichern noch den Herrn von Maupertius reizte, als die Gelehrten entbrannten und de la Mettrie über die Rezepte der königlichen Küche staunte. Einsilbig werden die Notizen des geschwätzigen Marchese und ein Bericht kehrt endlich immer wieder: Der König hat allein gespeist . . . Er aß allein zu Mittag . . .

Und man trifft ihn manchmal einsam auch im Park. Aber sein Gang ist schwer geworden, die Haltung gebeugt, sein blaues Soldatenkleid ist abgenützt und voll Tabak. Er schüttelt ihn nicht ab. Längst hat er verboten, daß man einen Rock für ihn anschaffe. Vor den verlassenen Bosketts, vor den stummen Bassins, die ihm endlich gleichgültig geworden sind, in den stillen Rondels, wo die Statuen seiner Jugend noch immer weiß und schimmernd stehen, hält er im Wandern inne. Aber kein d'Argens ist mehr da, auch Algarotti nicht, der am besten von allen über Statuen zu plaudern verstand. Und Friedrich will keine neuen Gefährten mehr. Oben im Schloß müssen die Diener auf den Zehen durch die Zimmer schleichen, und der König sinnt im Lehnstuhl vor sich hin, wortlos und stundenlang. Oft trifft man ihn unter Tränen:

auch das Lieblingswindspiel hat er verloren . . . Und dann geht's schnell dem Ende zu. Unten in Potsdam zählt man die Tage, stumm hört man's in Preußen. Der Staat steht ruhig, den Friedrich schuf, seine Feinde sind tot. Nichts mehr zu erkämpfen, nichts könnte größeren Ruhm noch schenken, als das Vollbrachte. Der Kammerhusar, auf den der Kranke sich stützt, wenn der letzte Husten sich löst, sucht das Nötigste an Wäsche zusammen. Die Schränke sind leer. Die Königin weilt nicht im Schloß. Den Toten bringt ein einfacher Zug hinunter nach Potsdam, fort von der Gruft, die er selbst sich erbaut hat. Kein Pomp, kein Schluchzen. Den „französischen" König hat zuletzt keiner geliebt, er hat sie alle verachtet und man hat ihn gefürchtet. „Alles war totenstill. Aber keiner war traurig." Es ist die Meldung Mirabeaus. Nur die Augustsonne mochte in jenen Tagen mit stillem Glänzen über Sanssouci stehen, und der Park horchte.



Klinkhardt & Biermann ∘ Verlag ∘ Leipzig

Stätten der Kultur

Eine Sammlung künstlerisch ausgestatteter Städte-Monographien

Herausgegeben von Dr. Georg Biermann.

Bisher erschienen folgende Bände:

Bd. 1. **Berlin.** Von W. von Oettingen. Mit Buchschmuck von Meinhard Jacoby.

Bd. 2. **Frankfurt a. M.** Von Paul Ferdinand Schmidt. Mit Buchschmuck von L. Pollitzer.

Bd. 3. **Bremen.** Von Karl Schaefer. Mit Buchschmuck von Carl Weidemeyer, Worpswede.

Bd. 4. **Rothenburg** ob d. Tauber. Von H. Uhde-Bernays. Mit Buchschmuck von M. Ressel.

Bd. 5. **Leipzig.** Von Ernst Kroker. Mit Buchschmuck und 7 Originallithographien von B. Héroux.

Bd. 6. **Danzig.** Von August Grisebach. Mit Buchschmuck von Paul Renner und vielen Kunstbeilagen.

Bd. 7. **Luzern, der Vierwaldstätter See und der St. Gotthard.** Von Hermann Kesser. Mit Buchschmuck und Holzschnitten von E. Stiefel, Zürich.

Bd. 8. **Wien.** Von Franz Servaes. Mit Buchschmuck von Hermine Heller-Ostersetzer und vielen Kunstbeilagen.

Bd. 9. **Lübeck.** Von Otto Grautoff. Mit Buchschmuck von Fidus und vielen Kunstbeilagen.

Bd. 10. **Altholland.** Von Josef August Lux. Buchschmuck nach Zeichnungen altholländischer Meister.

Bd. 11. **Köln.** Von Egbert Delpy. Mit vielen Kunstbeilagen und Buchschmuck von L. Amiet.

Bd. 12. **Granada.** Von Ernst Kühnel. Mit vielen Kunstbeilagen und Buchschmuck von Friedo Witte.

Bd. 13. **Weimar.** Von Paul Kühn. Ausstattung im Stile der Goetheschen Zeit. Mit vielen Beilagen.

Bd. 14. **Dresden.** Von W. Doenges. Reich ausgestattet mit alten „Dresdensia“ aus einer Privatsammlung.

Band 1—10 gebunden je M. 3.—, in Ganzleder je M. 5.—

Band 11—15 kart. je M. 3.—, geb. M. 4.—, in Ganzleder M. 5.—

Die Sammlung wendet sich an den großen Kreis der Gebildeten und alle Freunde alter Kultur, die sie wundervoll in den Geist der Vergangenheit und Gegenwart einführt, der sich im Werden dieser Kulturstätten ausdrückt.

Von KARL FR. NOWAK

erschienen bei „CONCORDIA, Deutsche Verlags-Anstalt“ (Hermann Ehbock) Berlin:

Romantische Fahrt

Brosch. M. 1.20 — Gebd. M. 2.—

Gedichte.

GIRARDI

Mit unveröffentlichten Briefen von JOHANN STRAUSS und vielen Bildern.

Preis brosch. M. 1.—, geb. M. 1.60.

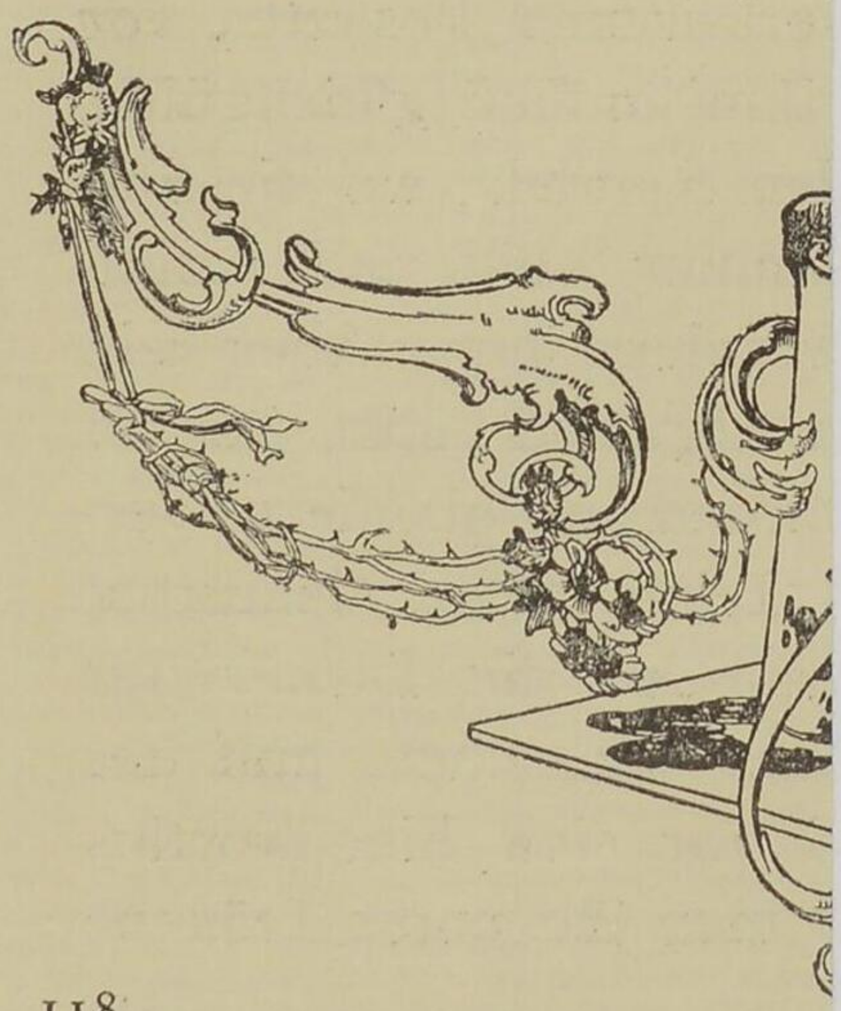
Außerdem von diesem Bande eine numerierte u. handschriftlich signierte

Luxusausgabe

Preis M. 10.—.

Kunst Gr 2752 2f

R. und Hamm.

SLUB DRESDEN
3 4064877

auch das Lieblingswindsp
Und dann geht's schnell
Potsdam zählt man die
in Preußen. Der Staat s
schuf, seine Feinde sind
kämpfen, nichts könnte
schenken, als das Vollbra
auf den der Kranke sich
Husten sich löst, sucht
zusammen. Die Schränke
weilt nicht im Schloß. D
facher Zug hinunter nach
Gruft, die er selbst sich
kein Schluchzen. Den „
zuletzt keiner geliebt, er
man hat ihn gefürchtet. „
keiner war traurig.“ Es is
Nur die Augustsonne mo
stillem Glänzen über Sanss
horchte.